

ISSN 1436-9184

B 14529

FÖRDERVEREIN BAIRISCHE SPRACHE
UND DIALEKTE e.V.

R u n d b r i e f

Nr. 46 - Juni 2003



Liebe Mitglieder, liebe Freunde der bairischen Sprache!

unser Verein wird immer größer, immer mehr Mitglieder wollen auch aktiv mitarbeiten – hoffentlich. Da ist eine regionale Gliederung ein guter Ansatz, daß auch so selbständig wie möglich gearbeitet werden kann.

Auf der Hauptversammlung (HV) am 05.04.2003 in Teisendorf ist eine richtungsweisende Wende in der Satzung und Organisation des Fördervereins beschlossen worden: Die nächste HV wird danach neben dem Gesamtvorstand von Delegierten der Landschaftsverbände gebildet und ist somit keine allgemeine Versammlung der Vereinsmitglieder mehr. Das bringt zwei entscheidende für den Verein gewinnbringende Vorteile:

Der Förderverein ist ein Flächenverband, sein Wirkungsgebiet ist sehr groß. Mitglieder, die weiter weg von einem Versammlungsort wohnen, waren von der Teilnahme und Mitsprache so gut wie ausgeschlossen. Delegierten ist es eher möglich und zuzumuten, die jährliche HV aufzusuchen und dort Ideen und Vorstellungen ihrer Region mitzubringen.

Es ist offensichtlich, daß durch die Entsendung von Delegierten das Gewicht der Landschaftsverbände im Verein an Bedeutung gewinnt. Ebenso wichtig ist, daß über Mitsprache und Mitbestimmung hinaus Aufgaben bestimmt und in den Regionen und Gebieten der Landschaftsverbände verwirklicht und durchgesetzt werden. Einer Arbeitsverteilung käme erhebliche Bedeutung zu. Wir können auch hoffen, daß ein Potential von aktiven Mitgliedern gefunden wird. Von einer Zentrale aus können nicht alle Belange der Regionen befriedigend abgedeckt werden; es muß mehr dezentralisiert und delegiert werden.

Anstelle der HV könnte ein jährlicher gescheiter Vereinsabend mit abwechslungsreichem Programm rücken. So gut wie alle namhaften und beliebten Autoren, Mundartdichter, Musikanten, Schauspieler usw. sind Mitglieder bei uns, also lauter eigene Leut. *Des war doch a wos?*

Bitte trennen Sie die obersten Seiten in der Mitte vom Rundbrief heraus. Die Einladungen zu den Gründungsversammlungen in München, der Wiederbelebung in Wolfratshausen, den Vorgesprächen in Miesbach und Bad Tölz sind sehr wichtige Termine. Oiso bittschen zuawakemma!

Bitte beachten Sie auch unsere Diskussionsebene „*Tassilo-Forum*“ im Internet unter www.bairische-sprache.de!

Hans Triebel
Vorsitzender

Sie fuchteln immer ganz wild mit den Armen, wenn sie mir erklären, daß ich nicht gegen den Strom schwimmen kann und soll. Ich stehe ganz still da und frage mich, wer von uns es ist, der da gegen den Strom schwimmt.
Franz Josef Neffe

IMPRESSUM:

Herausgeber und Verleger:
 FÖRDERVEREIN
 BAIRISCHE SPRACHE u.
 DIALEKTE e.V.
 Egmatinger Straße 13 b
 85653 Aying
 ☎08102/6374 0179/1042050

Bankverbindung:
 Kreissparkasse München
 BLZ: 702 501 50
 Konto-Nr. 230 779 688

Internet:
www.bairische-sprache.de
eMail:
Hans.Triebel@bairische-sprache.de

ISSN 1436-9184

**Verantwortlich für die
 Redaktion und Anzeigen:**
 Hans Triebel

Erscheinungsweise:
 vierteljährlich

Bezugspreis ist im Mitglieds-
 beitrag erhalten.

Z. Zt. gilt Anzeigenpreisliste
 Nr. 1 vom 1.1.1996.

Gesamtherstellung/Druck:
 Chiemgau-Druck
 Ludwigstr. 13
 83278 Traunstein

Namentlich gekennzeichnete Bei-
 träge geben die Meinung des Ver-
 fassers wieder und sind nicht un-
 bedingt als Stellungnahme des
 Vereins zu betrachten.

Die Beiträge ohne Namen oder
 Herkunftsangabe sind vom Vorsit-
 zenden und ebenfalls nicht un-
 bedingt als Meinung des Vereins
 aufzufassen.

Auflage: 4.500

Unsere Themen:**Seite**

Die griechische Epoche der bairischen Sprache (Teil 1)	1
Poeten kitzeln in alter Schule Lachmuskeln Poeten-Traum paar mit g'scherter Mundart	6
Gutes Zwischenzeugnis Der Schmarrn mit dem „Tschüssler-Deutsch“	8
Sterben echte Münchner aus?	10
AZ-Interview „Mon A@mi“ für Frieden	11
Turmschreiber und Nachwuchs überzeugen beim Mundartabend	12
„Ich bin für das Volk, also bin ich Populist“	13
Der Münchner Musikbotschafter	15
Mister Mundart	17
Gaudilesung beim Gscheider: Zünftig war's	19
Das neue Österreichische Wörterbuch	20
Von einem, der auszog, die Mundart zu retten	23
Wenn der Staatsanwalt nicht Bairisch kann	24
Neues Gesicht vom FBSD im Internet	26
Keltische Sprachspuren in Bayern	28
Grias enk god liawe Leid	29
Wenn nur noch die türkischen Jugendlichen boarisch red'n	31
Wo das Oaferl kein kleiner Ofen ist	32

**Redaktionsschluß für den nächsten Rundbrief:
 15. August 2003**

Titelbild:

Klostern Scheyern

Die griechische Epoche der bairischen Sprache: Protobairisch (Teil 1)

von Dr. Heribert Gleixner

Struktur des bairischen Stammes

Der bairische Volksstamm ist kein Stamm im Sinne einer Abstammungs- oder Blutsgemeinschaft noch im Sinne einer ethnischen Großfamilie. Er ist auch keine Abspaltung von einer größeren Einheit, etwa von den Ostgoten. Man muß davon ausgehen, dass er ein Amalgamat unterschiedlichster Abkunft ist, von Kelten, Römern, Griechen, Germanen, aber auch aus dem Illyricum und den östlichen Provinzen des Römerreichs, aus Kleinasien z.B. kommt der wilde Stamm der Isaurier in Frage oder aus Ägypten die hochzivilisierten Leute der hellenistischen Tradition. Diesen Prozess der Stammesbildung und damit seinen Charakter kann man am besten verstehen, wenn man sich die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Entstehungszeit klar macht.

Das Römerreich der Spätantike

Aufteilung und Zerfall des Reiches

Kaiser Konstantin I. hat im Jahre 330 den Sitz des Reiches von Rom am Tiber nach Byzanz am Bosphorus verlegt und die territoriale Gliederung neu geordnet. Das alte Rom hatte mit der Gründung Konstantinopels seine führende Stellung verloren und kämpfte darum, wenigstens eine ideologische Sonderstellung zu behaupten. Beim Tod Theodosios' I. (395) wurde das Reich in einen West- und einen Ostteil gespalten. Allerdings hielt man an der Idee eines römischen Gesamtreiches fest, das eben nur von zwei verschiedenen Zentren aus regiert werden sollte:

Byzanz/Ostrom und Ravenna. Die Gesetze des einen Reichsteils sollten auch im anderen Geltung haben.

Beide Reichsteile gerieten im 5. Jahrhundert bis in die Reichsführung hinein zunehmend unter den Druck germanischer Heerscharen und ihrer Führer. Während aber der Westen militärisch und politisch schließlich ganz den neuen Kräften unterlag, konnte sich das Ostreich durch eine antigermanische Reaktion im Innern von diesem Druck befreien, wenn auch nur mit Hilfe der wilden isaurischen Kaiser. Den äußeren Ansturm konnten die oströmischen Kaiser nach dem Westen ablenken. Nach dem Untergang der westlichen Reichsstrukturen blieb als einziger legitimer Repräsentant des Römischen Reiches der Kaiser in Byzanz – Konstantinopel - Ostrom.

Auf lange Sicht hatte das zur Folge, dass der Westen des alten Reichslandes romanisiert wurde oder doch unter lateinischen Einfluss geriet und andererseits der Ostteil des Reiches wieder zur griechischen Sprache zurückgekehrt ist.

Die Stellung des bairischen Raums bis zur Räumung des Landes (477)

Verwaltungsaufbau

Das Römerreich war seit Konstantin in 15 Verwaltungsbezirke (Diözesen¹) eingeteilt. Diese Diözesen waren in drei, später vier Gruppen zusammengefasst und jeweils einem Statthalter (Prätorianer-Präfekten) unterstellt. Der bairische Raum war ursprünglich staatsrechtlich Teil der Diözese Italia annonaria² und dem Prätorianer-Präfekten für Illyricum-Italia-Africa unterstellt. Sitz des Präfekten war Ravenna, seit Augustus Militärhafen Roms, Sitz der Diözesan-Verwaltung Mediolanum (Mailand).

Steuerbezirk Donaauraum

Andrerseits war der Donaauraum von der Quelle bis ans Schwarze Meer in der Spätantike ein eigener Steuer- und Zollbezirk, der auch nach der Reichsteilung von 395 als gesamtrömische Institution bestehen blieb. – Die Steuer war in Naturalien zu bezahlen, z.B. Holz, Gselchtes und Hartwürste, Hartkäse usw. Mit dem Rückweg über das Mittelmeer vom Bosphorus bis nach Istrien und dem Landweg über die Alpen zurück zur Donau ergab sich so ein geschlossener Verkehrs- und Wirtschaftskreislauf.

Auflösung des Westreiches

Die großen politischen Auseinandersetzungen zum Abschluss der Epoche gingen zunächst an unserem Gebiet vorüber: Der Kampf um das römische Erbe konzentrierte sich auf Gallien (Franken), Spanien (Westgoten) und besonders Italien (Ostgoten, dann Langobarden, Franken, Katholische Kirche). Damit war „Baiern“ politisch zunächst in einem eher stillen Winkel der Weltgeschichte gelandet.

Reorganisation und Restauration durch Byzanz

Das Reformwerk des Kaisers Anastasios I.

Der Kaiser Anastasios ist eine der ganz großen Herrschergestalten des Römischen Reichs. Er war verhältnismäßig alt und ein verdienter Hofbeamter, ehe er zum Kaiser berufen wurde. Sein Name war zugleich Programm. Anastasis³ heißt Auferstehung. Seine Politik war eher behutsam, still, aber wohl überlegt, planmäßig. Seine Steuerreform war effizient, hat aber die Lasten einseitig auf den

¹ Bezeichnender Weise hat man dafür einen griechischen Begriff (διοικησις) gewählt, der die alte Einheit Provinz verdrängt bzw. überlagert hat.

² Zur Versorgung des Kaiserhofes (ursprünglich in Rom) mit lebenswichtigen Gütern verpflichtet. Vielleicht hat der hohe Standard in Dauerwaren bei Fleisch (Geselchtes, Hartwurst) und Käse (Hartkäse) seinen Ursprung.

³ ἀνα|στασις

agrarischen Sektor verlagert und war so für den Verfall dieses Wirtschaftszweiges verantwortlich. Damit hat er natürlich die großen Landbesitzer, d.h. den senatorischen Adel, gegen sich aufgebracht. Seine Schwerpunkte lagen beim Ausbau von Handel und Gewerbe, also beim Städtewesen.

Theoderich I. der Große: Koexistenzmodell

Mit der Abwehr der Germanen im eigenen Gebiet und ihrer Ablenkung in den Westen ist den byzantinischen Kaisern ein großer Wurf gelungen. Ziel war, die Germanen auf einander zu hetzen, das momentan ohnehin verlorene Gebiet ihnen für ihre Kämpfe zu überlassen und nach der Konsolidierung des Ostteils den Westen des Reiches zurückzuerobern, von den Germanen zu befreien. Den diplomatischen Höhepunkt stellt die Entsendung des Ostgotenkönigs Theoderich I. dar. Er sollte den Skirenfürsten Odoaker aus dem Weg räumen, der seinerseits das westliche Kaisertum usurpiert und den Kaiser Romulus Augustulus in Pension geschickt hatte. Das hat Theoderich dann auch eigenhändig erledigt.

Theoderich entwickelte eine eigene Reichsideologie: er war und blieb Heerkönig für die Germanen im Ostgotenreich, das die europäischen Teile der Präfektur Illyricum-Italien-Africa bis zur Drau umfasste. Der Donaauraum blieb offensichtlich direktes Einflussgebiet des Kaisers oder staatsrechtlich einfach in der Schwebel. Africa war von den Vandalen besetzt. Für die Romanen war Theoderich Stellvertreter des Kaisers mit dem Titel eines Patrikios. Das Wort bedeutete in diesem Zusammenhang soviel wie Schutzherr.

In der Reichspolitik war Theoderichs Ziel ein Bündnis der Germanenfürsten auf römischem Boden unter seiner Führung zusammen zu bringen.

Chlodwig I. greift nach den Sternen

Der Eroberer

Der **Franke** Chlodwig (*466 † 511) hat aus eigener Kraft mit 20 Jahren die Reste des römischen Reiches in Gallien erobert, mit 30 Jahren die Alamannen bis an den Lech unterworfen und schließlich mit 41 Jahren die westgotischen Gebiete nördlich der Pyrenäen unter seine Herrschaft gebracht (507). Damit war faktisch das eigentliche Gallien mit Ausnahme von Burgund in seinen Händen.

und Usurpator

Kaiser Anastasios und die byzantinische Diplomatie versuchten nun, den Frankenkönig staatsrechtlich in ihr Herrschaftssystem einzubinden, so wie es ihnen zuvor mit den Ostgoten gelungen war. Chlodwig wurde offiziell nicht nur die Würde, sondern das **Amt** eines Konsuln⁴ vom Kaiser übertragen. Dies hat sich

⁴ Der Konsulat ist im Laufe der Kaiserzeit mehr und mehr zu einem Ehrenamt ohne besondere Machtausstattung herabgesunken und wurde später zum reinen Ehrentitel. Welche Befugnisse in vorliegendem Falle übertragen werden sollten, lässt sich nicht sagen.

jedoch als ein entscheidender politischer Fehler herausgestellt: Chlodwig hat die Chance genutzt und sich selbst das Kaiserdiadem aufgesetzt. Mit dieser Usurpation hat er eine völlig neue Lage geschaffen. Es war zu erwarten, dass er sich auch die mittlere Präfektur (Illyricum-Italia-Africa) angreifen werde. Schlagartig waren damit der Donaauraum und das Alpenvorland Strategisch in den Mittelpunkt gerückt.

508: Aufbau einer Verteidigungslinie gegen die Franken

Die Westgrenze der alten Provinzen Raetiae und Vindeliciana war bisher nur eine innere verwaltungstechnische Demarkationslinie. Jetzt ist sie die völlig offene Westflanke bei dem zu erwartenden Angriff des Franken. Byzanz hat zügig gehandelt und bereits ein Jahr nach der Usurpation Chlodwigs mit Hilfe der Ostgoten unter Theoderich den Lech-Donauraum als Bollwerk gegen die Expansion der Franken ausgebaut. Die beiden Legionslager, die Städte Augsburg und Regensburg, wurden wieder aktiviert. Sie konnten aber bei der weiten Entfernung zu einander die Grenzsicherung nicht auf der ganzen Strecke gewährleisten. Und so wurde eine kleinstrukturierte Kette von Wehrdörfern⁵ angelegt und mit Milizionären aus aller Herren Ländern besiedelt. Das Unternehmen wurde von Scheuern aus organisiert und geleitet. Scheuern lag damals verkehrstechnisch und strategisch in der Mitte zwischen Augsburg und Regensburg. Die Konkurrenz zu den alten Zentren war natürlich zugleich der Ausgangspunkt von vielen Rivalitäten in den folgenden Jahrhunderten. Das an sich militärische Unternehmen hatte weitreichende Folgen auch für die verwaltungstechnische und kulturelle Entwicklung. Der reibungslose Aufbau einer Militärbasis an den Grenzen entlang war nur mit Hilfe einer hoch entwickelten und leistungsfähigen Vermessungstechnik möglich. Für die kulturelle Entwicklung war das Prinzip der Volksnähe, das die byzantinischen Missionare befolgten, maßgebend für die Volksfrömmigkeit im Gegensatz zu der zentralistischen Kirchenorganisation, wie sie schließlich Bonifatius in Deutschland durchgesetzt hat. Zudem mussten die Baiern nicht erst von dem germanischen Götterglauben bekehrt werden. Sie lebten ja in einer prinzipiell christlichen Welt. In Byzanz galt ja seit 395 (Theodosios I.) die Einheit von Staat und Kirche unter politischer Führung des Kaisers⁶.

⁵ Pagus: systematisch angelegter Militärstützpunkt. Nach der Lautverschiebung lautet das Wort „-bach“).

⁶ Fachazsdruck: Theokratie

Die Abkopplung Baierns von Byzanz

Slawen und Awaren

Im 6. Jh. brechen von Norden her die Slawen auf, überrennen die Donau und dringen weit in den Alpenraum vor. Um 570 errichten die Awaren, ein mit den Hunnen verwandtes Volk, im heutigen Ungarn ein mächtiges Reich. Damit war der Wasserweg auf der Donau nach Byzanz abgeschnitten.

Langobarden

Die Langobarden sind ein germanisches Volk, das keine lange Eingewöhnung in die römisch-mediterrane Lebensart hinter sich hatte wie die Goten, sondern in einem raschen Eroberungszug bis in das Donau-Theiß-Gebiet gezogen ist und von dort in die pannonische Tiefebene (546). Bereits 568 entschlossen sie sich, gestützt auf ihre besondere Waffe⁷, zur Eroberung Italiens. Es gelang ihnen in einem raschen Siegeszug. Aquileia, der für Bayern zuständige Bischofssitz, wurde eingenommen - es war knapp 100 Jahre zuvor von Attila zerstört worden – der Patriarch floh nach Grado⁸ und in Aquileia selbst wurde eine arianische Kirchenverwaltung geschaffen. Der orthodoxe Bischof musste nach Grado ausweichen. Somit war auch der Landweg über den Balkan oder Istrien versperrt.

Ende der byzantinischen Westpolitik

Um die Wende vom 6. auf das 7. Jahrhundert treten zwar mit Maurikios und Herakleios noch einmal mächtige und kraftvolle Herrschergestalten in Byzanz auf. Aber Byzanz wurde damals von Osten her bedrängt und mußte sich darauf beschränken, seine Ansprüche auf die weströmischen Gebiete diplomatisch zu wahren. Diese Spaltung wurde nie mehr aufgelöst, sondern vertiefte sich immer weiter (Schisma von 1054, Eroberung Konstantinopels durch den 4. Kreuzzug auf Betreiben der Venezianer 1204⁹) und wurde durch den Untergang des Ostreichs (1453) nur mehr besiegelt.

Der weiß-blaue Schachterlteifi

*Ein kurzweiliges Sprachquiz
von unserem Mitglied Josef Fendl*

*erschieden im Verlag Attenkofer, 94315 Straubing
unter der ISBN 3-931091-94-5*

⁷ Der Name des Volkes kommt schwerlich von den langen Bärten. Was hätten diese für einen Vorteil im Kampf geboten? Man muß vielmehr wie etwa auch bei den Sachsen von einer besonderen Waffenart vergleichbar der Helle-Barde, ausgehen.

⁸ Im Jahre 1200 wurde der Bistumssitz nach Venedig verlegt.

⁹ Wichtige Trophäen sind heute noch auf dem Markusplatz ausgestellt.

Miesbacher Merkur – 26. Februar 2003

Poeten kitzeln in alter Schule Lachmuskeln **Kulturprojekt geht faschingsgerecht weiter**

Gotzing – Zwei gleichermaßen bekannte wie beliebte Poeten aus dem Landkreis Miesbach werden am heutigen Abend die Lachmuskeln der Besucher des alten Schulhauses in Gotzing gehörig kitzeln. Nachdem der Auftakt des Projekts Kultur im Schulhaus im vergangenen Jahr sehr erfolgreich war, ist dies nun die zweite Veranstaltung, die der Förderverein Bairische Sprache und Dialekte in Gotzing diesmal zum Ausklang des Faschings bietet.

Die Gemüter des Publikums erheitern Barbara Haltmair, Dorfschreiberin aus



Hartpenning, und Gustl Bauer, Turmschreiber aus Hausham, mit ihren lustigen Geschichten und Verserln, auf die man gespannt sein darf. Dabei nehmen die beiden Poeten kein Blatt vor den Mund und schauen den Leuten in ihrer Oberlandler Mundart in Herz und Seele. Das Hallo-Trio sorgt für die passende musikalische Umrahmung des Abends, der sehr unterhaltsam zu werden verspricht. Beginn der Veranstaltung ist um 20 Uhr. Angekündigt haben sich unter anderem schon die heimischen Schauspieler Gerd Fitz und Werner Rom.

Miesbacher Merkur – 1./2. März 2003

Poeten-Traumpaar mit g'scherter Mundart

Barbara Haltmair und Gustl Bauer bringen Herz und Humor ins Gotzinger Schulhaus

Ein feines Gespür bewies der Förderverein Bairische Sprache und Dialekte, als er jüngst die Dorfschreiberin Barbara Haltmair aus Hartpenning und Gustl Bauer, Turmschreiber aus Hausham, im Gotzinger Schulhaus

zusammenbrachte. Die zwei Poeten trugen dem zahlreich erschienenen Publikum ihre G'schichtn und Verserl mit Spaß und Augenzwinkern vor. Dauerlachen war bei dem Abend voller Herz und Humor angesagt.

Bauer und Haltmair – das neue oberbayerische Traumpaar: Sie schauen ihren Mitmenschen „aufs Maul“ und scheuen sich nicht, dies in derbem Wortwitz vorzutragen. Die Besucher mussten der bayerischen Sprache schon mächtig sein, um etwas zu verstehen – ganz nach dem Geschmack des Fördervereins.

Haltmair, die sich selbst als G'schichtnschreiberin bezeichnet, machte auch vor ihrer eigenen Schreibkunst nicht Halt. Auf die Frage, ob sie der weinenden Enkelin aus ihrem Buch vorlesen solle, habe ihr Mann trocken geantwortet: „Naa, probier's erst im Guadn.“ Auch den Dialog mit einem Jugendfreund erzählte sie süffisant: „Grias de, Sepp, wia geht's?“ – „Wia's geht, wissad i no, aba es geht nimma.“ Mit breitem Grinsen erzählte Haltmair die Geschichte der Verheirateten. Auf die Frage, was der Vorteil einer Ehe sei, antwortete die Ehefrau: „Du bist nimma alloa“, auf die Frage, was der Nachteil sei: „Du bist nimma alloa.“ Wie wahr das wohl ist, bestätigten die Besucher mit Lachen und Kopfnicken. Auch Bauer zeigte sich von seiner besten bayerischen Seite. Lustig, humorvoll, hintergründig, manchmal auch

g'schert, trug er seine Verserl vor. Bald wurde es ihm zu warm, und er musste sich erst seiner Jopp'n entledigen, bevor er erzählte, dass sich in sein Bayerisch auch immer öfter etwas Englisch mit einschleichen würde. Bemerkt habe er dies, als er mit seinem Citybike mit viel Drive zum Shopping fuhr, „weil mi Weißwürscht und a Brezn gluscht hom.“ Immer öfter werde er unaufgefordert auf sein fortschreitendes Alter aufmerksam gemacht. Die „dürre Hobangoaß“ aus der Apotheke habe ihm ein Seniorenheft in die Hand gedrückt. „Die hod's ja vom Boa weg“, war sein Kommentar.

Musikalisch begleitet wurden die zwei Autoren vom Hallo-Trio. Schorsch Obermüller am Klavier, Willy Schmotz am Kontrabass und Irmgard Steininger mit der Geige brachten passende Stücke dar. Als Bauer über seine Krankheiten philosophierte, spielten sie eine Melodie, die besonders gut gegen Erkältung sei. Bauer beschrieb dabei ein gutes Mittel gegen die Grippe: „Des treibt die Krankheit naus wia an Schoaß.“ Allerdings übernehme er keinerlei Garantie für Risiken und Nebenwirkungen. „Des gschpannst na scho“, meinte er lächelnd.

Leserbrief vom Vorsitzenden zu diesem Artikel vom 6. März 2003

Au wäh, hab ich mir gedacht; da wird sie sich etwas einhandeln, die sympathische junge Journalistin. „Gschert“ hat eine sehr negative Aussage und das dürfte von Frau Ertl nicht beabsichtigt gewesen sein. Man liest es in und auch zwischen den Zeilen – es hat auch ihr gefallen. Ein sonst durchaus positiver Bericht über das Poeten-Traumpaar im Gotzinger Schulhaus.

Sind wir alle der netten Merkur-Mitarbeiterin ned bäs, sie hads bestimmt gut gemeint. Freuen wir uns lieber darauf, wenn es wieder heißt „Kultur im Schulhaus Gotzing“.

Miesbacher Merkur – 16. Mai 2003**Gutes Zwischenzeugnis**

Erfolgreicher Start für Kultur im Gotzinger Schulhaus

Gotzing – Das erste Halbjahr Kultur im Schulhaus Gotzing war ein voller Erfolg. „Viele Veranstaltungen hätten wir mehrfach präsentieren können, so groß war die Nachfrage“, sagt Hans Triebel, Vorsitzender des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte. Da er mit der Auswahl der Künstler ein Gespür für den Geschmack seiner Gäste bewiesen hat, stellt er das kulturelle Schulhausprogramm für die zweite Jahreshälfte wieder auf. „Ich kümmere mich um die künstlerische Organisation. Was mit der Gemeinde Weyarn zu tun hat, das übernimmt Leonhard Wöhr, Vorsitzender vom Arbeitskreis Geschichte. Alexander Wandinger vom Trachten-Informationszentrum Benediktbeuern läutet am Mittwoch, 21. Mai, um 20 Uhr das zweite Halbjahr ein. Der Kenner bayerischer Trachten weiß Interessantes über deren historische Entwicklung zu berichten. „Tracht ist Mode“, meint Wandinger. Deshalb spricht er von einer lebendigen Kleidungskultur. Eine für die Region Weyarn typische Tracht gebe es nicht. Schorsch Obermüller und seine Musiker gestal-

ten das Rahmenprogramm. Der Kartenvorverkauf läuft über die Raiffeisenbank Weyarn.

Auf vielfachen Wunsch wiederholt der Weyarner Arbeitskreis Geschichte am 17. Juli den Diavortrag „Weyarn im Wandel der Zeit“.

Die beiden G'stanzlsänger vom „Hollledauer Zwoagsang“ erwecken am 10. September die G'stanzlsänger-Legende Roider Jackl zum Leben. In kleiner Besetzung wird die Obermüller Musi die Hollledauer unterstützen.

Am 22. Oktober liest Herbert Schneider, Kolumnist des Münchner Merkur, aus seinen Büchern. Die Hofmoardiandl, vier Schwestern aus Schaftlach, musizieren dazu. „Es gibt fast kein Instrument, das sie nicht spielen können. Es macht wirklich Spaß, ihnen zuzuschauen“, sagt Triebel. Sollte das zweite Halbjahr so gut wie das erste verlaufen, kann Triebel sich vorstellen, die Programmgestaltung künftig nicht mehr nur auf Bayern zu beschränken. „Deutschlandweite Kultur in Gotzing wäre ganz gut“, meint Triebel.

Augsburger Allgemeine – 22. Februar 2002**Der Schmarrn mit dem „Tschüssler-Deutsch“**

Hans Triebel kämpft für den bayerischen Dialekt

Aying - Es gibt Tabuwörter, die würden Hans Triebel nicht über die Lippen kommen: Tschüss ist so eins, nee ein anderes. Wahrscheinlich würde sich der gelernte Kfz-Mechaniker aus Aying im Landkreis München auch lieber die

Zunge abbeißen, als sich beim Bäcker ein Brötchen zu bestellen. Semmel heißt das hierzulande. Und wenn es nach dem Vorsitzenden des Fördervereins Bairische Sprache geht, soll das auch so bleiben.

Doch es brennt an allen Ecken im Freistaat - sprachlich zumindest. Immer weniger Einheimische würden bairisch sprechen. „Uns wird ein schrilles Tschüssler-Deutsch als erfolgreiches Hochdeutsch verkauft“, klagt Triebel. Und wer sich weltbürgerlich, belesen oder gewandt ausdrücken wolle, verwende gerne Ausdrücke aus dem Englischen. „Event“, „Performance“ oder „Service-Store“ seien aber „genauso ein Schmarrn“ wie „Factory“ oder „happy“. Triebel hält diesen Trend - um es vorsichtig und auf gut Neuhochdeutsch zu formulieren - für uncool.

Denn wer wolle schon total global sein, sagt er. Der Mensch benötige seine Wurzeln, um eine Identität zu haben. Außerdem, erklärt der „Sprach-Feuerwehrmann“, sei der Dialekt keineswegs eine minderwertige Sprache. Bis in den indisch-persischen Sprachraum würden die Wurzeln der bairischen Mundart zurückreichen. Dazu kämen internationale Begriffe, unter anderem sogar aus dem Hebräischen. Massl heiße nichts anderes als Glück und als Schickse gelte eine unangenehme weibliche Person.

Der bullig wirkende Mann wehrt sich dagegen, von möglichen Kritikern in die deutschtümelnde Ecke gestellt zu werden. Er habe auch durchaus nichts dagegen, dass „unsere Kinder in der Schule Hochdeutsch und Englisch lernen - im Gegenteil“. Triebel selbst beschreibt sich als „durchaus offenen Menschen“, der gerne die Welt bereist. Nur wolle er eben nicht vergessen, woher er komme.

Damit sich auch andere ihrer Herkunft bewusst werden, hat Hans Triebel zusammen mit einer Traunsteiner Ärztin 1989 einen Förderverein gegründet. Ihr Ziel: Den Dialekt wieder stärker ins

öffentliche Gespräch zu bringen. Mittlerweile sind rund 2700 Mitglieder eingetragen. Bis aus der Mongolei bestehe Interesse, berichtet er nicht ohne Stolz.

Von der Bayerischen Staatsregierung fühlt sich der umtriebige Sprachbewahrer jedoch „etwas im Stich gelassen“. Vor zwei Jahren habe man 150000 Unterschriften zum Erhalt des Bairischen beim Kultusministerium abgegeben. „Rauskemma is ned vui“ (herausgekommen ist nicht viel), zieht er Bilanz. Gerade einmal 300 Euro im Jahr bekomme der Förderverein vom Staat. Davon seien aber nicht einmal die Kosten für das Briefporto gedeckt.

Doch aufgeben will Triebel nicht. Sein Credo könnte man in etwa so umreißen: „A bissi wos gehd ollawei“ (ein wenig geht immer). Das nächste Projekt, das er angehen will, ist die Förderung des Mundart-Theaters. Der Oberbayer hofft zudem darauf, dass im Freistaat „in Zeiten maßloser Globalisierung“ eine Gegenbewegung zur Vernorddeutschung einsetzen wird. Allerdings gibt es dafür derzeit nicht allzu viele Indizien.

Im Gegenteil: Ein großes Problem seien die Medien, heißt es auf der Internetseite des Vereins (www.bayerische-sprache.de). Vor allem in Rundfunk und Fernsehen werde die Sprache mehr und mehr vereinheitlicht. Mundartliche TV-Serien wie Helmut Dietls „Münchner G'schichtn“ hätten in den Sendern heute kaum mehr eine Chance.

Mitschuld am langsamen Sterben der Muttersprache seien die Unwissenheit über den kulturellen Wert des Dialekts und die Übernahme von Anglizismen aus der Werbung. Aber vielleicht, hofft Triebel, besinnen sich die Menschen

doch wieder auf ihre Heimatsprache. Der Tscharly in den „Münchner G'schichtn“ hätte sehnsüchtig mit ihm

geseufzt: „Schee wärs scho...“ (Schön wär's).

Abendzeitung – 10. März 2003

Sterben echte Münchner aus? **Nur mehr knapp 30 Prozent der Stadtbewohner sind Eingeborene**

Sie sind die Bewohner der Weltstadt mit Herz, leben seit Jahrhunderten in der Landeshauptstadt, pflegen Bräuche und Traditionen – aber bald könnten sie verschwunden sein. Denn der echte Münchner stirbt langsam aus: nach den neuesten Zahlen des statistischen Amtes nimmt die Zahl der Landeskinder, die in der Landeshauptstadt geboren sind und hier auch leben, dramatisch ab. Der Münchner – eine gefährdete Art.

Die Zahlen belegen es: Noch 1989 lebten demnach 487 711 Personen in München, die auch in der Landeshauptstadt geboren wurden. Das macht 36,5 Prozent an der Gesamtbevölkerung aus. Fünf Jahre später, 1993, waren's nur noch 453 287 Münchner in München, also 32,63 Prozent. Und 2003? Da ging die Zahl der waschechten Münchner noch weiter zurück. Nicht einmal mehr 30 Prozent der Einwohner der Landeshauptstadt sind auch hier geboren.

Detlev Sträter, Stadt- und Regionalplaner beim Münchner Institut für Medienforschung und Urbanistik, erklärt: Maßgeblichen Anteil am geringen Anteil der Münchner in München hat vor allem die hohe Zahl der Zuzüge.

Allein im Jahr 2000 zogen 105 591 Menschen nach München, darunter knapp 40 000 Ausländer. Seit der Wende kamen außerdem knapp 50 000 Ostdeutsche aus der ehemaligen DDR nach München.

Ein weiterer Grund für das Aussterben der Münchner: Während es die Menschen von überall auf der Welt in die Landeshauptstadt zieht, kehren viele Münchner ihrer Stadt den Rücken. 7 000 verlassen nach einer Studie des BAW Instituts für Wirtschaftsforschung jedes Jahr die Stadt. „Vor allem kinderreiche Familien können sich die teuren Mietpreise in München nicht mehr leisten und ziehen ins Umland“, erzählt Sträter.

Die Folgen für München sind dramatisch: Uralte Traditionen sterben aus oder werden vernachlässigt. Schon heute spricht nur noch ein Bruchteil der Bevölkerung richtiges Bairisch. Viele der Zuagroasten haben von den bayerischen Bräuchen keine Ahnung.

Und wie geht's weiter? „Der Münchner wird bald ausgestorben sein“, mein Brauchtumsschützer Hans Triebel (siehe Interview). Servus München.

Leserbrief an die AZ vom 13. März 2003

So, so - 1989 lebten noch knapp eine halbe Million „geborene Münchner“ in der bayrischen Metropole. Wenn z. B. eine Katze in einem Fischgeschäft Junge zur Welt bringt, dann sind das noch lange keine Fische!!!

AZ-Interview mit Brauchtumsschützer Hans Triebel**„Wer keinen Platz hat, macht keine Kinder“**

AZ: Der echte Münchner stirbt offenbar langsam aus. Halten Sie die neuesten Zahlen für bedenklich?

Hans Triebel, Dialekt- und Brauchtumsschützer: Ich denke, dass es schon lange zu spät ist, um noch zu reagieren. München ist mit Ausnahme einiger amerikanischer Metropolen die einzige Stadt auf der Welt, in der die Landeskinder eindeutig in der Minderheit sind. Da haben wir Platz eins in der Weltspitze. Aber nur Idioten machen das eigene Volk zur Minderheit.

Welche Folgen hat so eine Entwicklung, wie sie sich in München in den letzten Jahren immer stärker zeigt?

Da entsteht ein Schmelztiegel aus lauter verschiedenen Gruppen in München. In vielen Münchner Stadtteilen ist es doch schon heute so, dass Baufirmen, die nicht aus München kommen, Arbeiter beschäftigen, die nicht aus München kommen, und in die Häuser dann Menschen einziehen, die ebenfalls nicht aus München kommen.

Leidet ihrer Meinung nach darunter auch die bairische Sprache, der angestammte Dialekt?

Freilich, denn als echtes Münchner Kind bist du in der Münchner Schulklasse doch schon die kleinste Minderheit. Da wird kaum mehr Bairisch geredet.

Gibt es also keine Hoffnung mehr für den echten Münchner?

Kaum. Der Münchner ist wie ein Adler: Wenn er nicht genügend Platz hat, macht er keine Kinder. Dann stirbt er aus.

Abendzeitung – 11. April 2003

„MON A@MI“ für Frieden**Münchner Kabarettist mit Anti-Kriegs-Hymne vor dem US-Konsulat**

„Ich hab ned gedacht, dass des so funktioniert“, sagt Wolfgang Ramadan. Der 43-Jährige hat, so der Förderverein Bairische Sprache und Dialekte, „die Münchner Frie-

denshymne“ geschrieben. Sie heißt „MON A@MI“.

Am ersten Bombardierungstag, dem 20. März, „wusste ich nicht, soll ich weinen, soll ich schreien? Ich war so wütend“, erzählt der Texter, Musiker und Kabarettist Ramadan. „Und meine Antwort war Ironie.“ Herausgekommen ist ein Country-Song mit bösem Text. „Ich wollte einen Song schreiben, zu dem George W. Bush tanzen kann“,

sagt der Münchner süffisant.

„'Ami go home' wäre zu langweilig gewesen“, war die Überlegung Ramadans. Herausgekommen ist ein bayerisch-englischer Text „Ami Ami don't go home, please, bomb my home ...“

Veröffentlichen wollte Wolfgang Ramadan den Song eigentlich nicht. „Ich wollte nicht auf den Zug aufspringen und auch noch mit dem Leid anderer Geld verdienen.“ Die Grafikerin seines CD-Covers überredete ihn, bei der Friedensdemo am 5. April teilzunehmen und zu singen.

„Ich habe mich gar nicht zuhause gefühlt. Die Friedens-Demonstranten wirkten gewaltbereit. Doch dann wollten die mich nicht mehr von der Bühne runterlassen, haben mitgesungen und getanzt.“

Morgen spielt Wolfgang Ramadan auf der Bühne vor dem US-Konsulat (Königinstraße). Am weltweiten Aktionstag gegen den Krieg wird sich bis zum britischen Konsulat (Bürkleinstraße/Karl-Scharnagl-Ring) eine Menschenkette bilden. Wer in „MON A®Mi“ reinhören will: www.bairische-sprache.de/ramadan.html

***Wolfgang Ramadan erleben mit „Einfach so...“
am 23.07.2003 im Gut Immling (Kartenreservierung: 08055/90340)***

Donau-Kurier vom 09.05.2003

Turmschreiber und Nachwuchs überzeugen beim Mundartabend

Ingolstadt – Beim jüngsten Mundartabend des „Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte“ konnte Harry Deiner wieder zahlreiche Zuhörer im Gasthaus Mittl begrüßen. Unter den Mitwirkenden waren „D'Holledauer Mundartleser“ Katharina Radlmeier und Albert Lönner, Anni Schmid, Simbert Witte sowie der bekannte Turmschreiber Josef Fendl. Für die musikalische Unterhaltung sorgte die Baarer Stubnmusi „D'Notentratzer“.

Während Katharina Radlmeier das Publikum mit ihrem feinsinnigen Humor zu begeistern wusste, schlug Albert Lönner wieder mehr die raueren Töne an. Für eine Überraschung sorgte der neunjährige Michael aus Baar. In einwandfreier Mundart rezitierte er seine Stücke, darunter eines über einen Besuch am Barthelmarkt. Besonders die Mitglieder des Fördervereins waren erfreut darüber, dass es offenbar noch Kinder gibt, die die bairische Sprache aufrechterhalten.

Mit großer Spannung war der Auftritt von Josef Fendl erwartet worden. Der Turmschreiber umriss in seinen Ausführungen die vielen klanglichen Feinheiten der unterschiedlichen Dialektfärbungen und die Ursprünge des Bairischen.

Am meisten freuten sich die Zuhörer natürlich über seine Kurzgeschichten. Fendl stelle wiederholt unter Beweis, dass man gerade im Bairischen in wenigen Worten viel ausdrücken kann. „Bei mir z'Haus bin i nia z'Haus, aber im Wirtshaus bin i wie z'Haus“ ist nur eines von vielen Beispielen.

Erst nach einer ausgedehnten Zugabe konnte Fendl seinen Vortrag beenden. Zum Abschluss sangen alle gemeinsam das Lied „Mia san vom Woid dahoam“.

Süddeutsche Zeitung

**“Ich bin für das Volk, also bin ich Populist”
Der Chefkomentator von Österreichs größter Boulevard-Zeitung
schaut den Leuten aufs Maul und ist stolz darauf**

GÜNTHER NENNING: *Anders gesehen, Verlag Carl Überreuter, Wien 2002. 203 Seiten, 19,90 Euro.*

Der nunmehr achtzigjährige Günther Nenning ist schon alles gewesen und ist es immer noch: ein Roter, ein Grüner, ein Schwarzer, ein Linker, ein Konservativer, ein Radikaler, ein Katholik, ein Revolutionär, ein Kriegsteilnehmer, ein Antimilitarist, ein Gewerkschafter, ein Marktwirtschaftler, ein Internationalist, ein Patriot. Geradezu spielerisch zieht er seine Register und ist stolz darauf. Man mag ihn mittlerweile jenseits von Gut und Böse ansiedeln, für irre halten sollte man ihn nicht. Nicht zufällig ist er Kolumnist bei einer der normalsten Zeitungen der Welt, der österreichischen Kronen Zeitung. Wie für ein kleines Kind portioniert Nenning dem Publikum seine Alltagshappen, das liest sich dann so: „Jemand muss der Wirtschaft sagen: Hut ab vor euren Leistungen, aber das rücksichtslose Menschen-Hinauswerfen nur um mehr und mehr Geld zu verdienen - das muss aufhören.“ Nur: Wie soll da etwas zum Aufhören gebracht werden?

„Die Wurzel der Krise ist der Brutalkapitalismus“, schreibt er an anderer Stelle. „Profit und nichts als Profit, unter Verachtung von Natur und Gesundheit, unter gotteslästerlicher Verletzung der Würde von Menschen, Tier und Pflanze - das ist nicht Marktwirtschaft, für die wir eintreten, sondern ein Rückfall in Barbarei“, heißt es im „Bauernmanifest“. „Unser schönes Österreich muss vor lebensbedrohlichem Schaden bewahrt werden. Reinheit, Sicherheit, Natürlichkeit unsere Nahrung ist ein wesentliches Fundament unseres Heimatgefühls. Retten wir unserer Lebensgrundlagen!“ Nicht wenige Politiker stehen Schlange, um diese Weisheiten unterstützen zu dürfen. Inzwischen ist Nenning ganz Propagandist eines selbstgenügsamen Kapitalismus, er will „vom Brutalkapital zum Sozialkapital“.

Auf der Straße rufen die Leute ihm zu, ihnen gefalle, was er schreibt. „Der Journalist muss ein Kämpfer für das Gute sein: Nichts Geringeres reicht mir“, meint der Autor. Seine „Krone“ sei ein Kampfblatt für das Gute, schwärmt er sinngemäß in einem Beitrag zu ihrem 100. Geburtstag, geradewegs „ein Zentralorgan für Religion“, so etwas wie Gottes Frontmagazin auf österreichischem Boden.

Gott, Glaube, Vaterland, Abendland: „Die eigene Religion ist der schönste, unanstößigste Inbegriff von Heimat, an der man hängt als einzige. Alle Religionen sind die besten.“ Nenning ist selbstverständlich Marx- und bibelfest, und es sind nicht nur die einschlägigen Zitate, die er auf wärmt; er hat viel gelesen, zweifellos. Es war „der linke, der große Marx“, den der Autor mit dem Satz zitiert, dass Religion „Opium des Volks“ sei. Dagegen hat Nenning in aller Ehrfurcht gar nichts einzuwenden, im Gegenteil: „Mehr Opium, Herr!“ fordert er.

Da ist die „Krone“ gleich zur Stelle. Man weiß nicht so recht, wer Sender und wer Empfänger ist: „Die Massen lesen die Kronen Zeitung, das heißt, sie hören sich selber beim Denken zu, ohne zu ahnen, dass man ihnen nur gibt, was sie immer schon gedacht haben, im Gegenteil, sie freuen sich, dass es welche gibt, die sagen, was sie schon immer gesagt haben, nur besser, schneller, schwärzer, und damit wird der Prozess des Denkens abgebrochen, noch ehe er beginnen kann.“

Niemand ist in Österreich so dicht am Gemüt der Leser wie dieses berühmte Boulevardblatt. Da erkennt man sich gegenseitig: die Bündelung von Ressentiments, die Verhinderung von Reflexionen, die Verbreitung von Kurzschlüssen - das ist in etwa die Generallinie dieser Tageszeitung. Günther Nenning ist dort zweifellos der Wortmächtigste, und nach dem Herausgeber Hans Dichand zur Zeit die wichtigste Person des Blatts. Er weiß auch, was seine linken Volksfreunde nicht wissen oder wahrhaben wollen: „Populus ist lateinisch das Volk. Ich bin für das Volk, also bin ich Populist.“ Deswegen kann er den „Anti-Inländerismus“ gar nicht leiden. Das Volk ist ihm gleich Heidegger eine Instanz, die man nicht hintergehen kann: „Aus meiner Herkunft kommt meine Zukunft. Ich bin Teil eines Wurzelgeflechts, an dem die Geschichte gearbeitet hat.“

Kein Vorurteil lebt, das nicht durch seine Wortgewandtheit prämiert wird, kein Stumpfsinn, der nicht durch seine Feder einen witzigen Ausdruck findet. Der Ex-Linke Nenning ist wahrlich zum Großmeister der Gewöhnlichkeiten aufgestiegen. Neben den Kolumnen schreibt er regelmäßig über österreichische Seen und österreichische Dichter, über österreichische Marterln und Schlafzimmerbilder. Was ihn aber doch von vielen anderen unterscheidet, ist, dass er in Zeiten der Abschottung auf die Vereinnahmung setzt. Jeden verrührt er in seiner Sauce: Ausländer, Juden, Homosexuelle, Kommunisten, Nazis werden nicht ausgegrenzt, sondern eingemeindet. Sein Herz ist groß, er umgarnt sie alle. Keine Ingredienz darf fehlen. So hat er schon was, was ihn vom Durchschnitt abhebt. Nie würde er, wie der Hauslyriker der Kronen Zeitung, Wolf Martin, Elfriede Jelinek auf „Dreck“ reimen; er schreibt eher: „Heilige Elfriede, hilf!“

Günther Nenning ist das Originellste, was der österreichische Boulevard-Journalismus zu bieten hat. Bisweilen überbietet er sich selbst, dann präsentiert er gemeinen Menschenverstand auf beachtlichem Niveau. Was kann für die „Krone“ nützlicher sein als ein Gebrauchsllyriker, der nicht auf Kopf und Mund gefallen ist?

FRANZ SCHANDL

Der Rezensent ist Historiker und Publizist in Wien.

Wolfgang Ramadan

Born in Bavaria - Wer Ambross, Wecker, Tracy Chapman und Neil Young liebt braucht diese CD! (12 Lieder)

Wolf&Gang - Grantiger bairischer Blues-Punk-Rock auf den Spuren von Jimmy Hendrix (15 Lieder)

Einfach so... - Ungenieter bairischer Liebeswahnsinn serviert an delikatem Cello-Schmankerln (über 70 Gedichte, Lieder, Cellostücke)

Abendzeitung – 19. Dezember 2002

Der Münchner Musikbotschafter Julius Karr-Bertoli – ein Dirigent am Pult der Zeit



Musik, das ist sein Leben. Seine Passion. Seine Bestimmung. Er gilt als Münchens unermüdlicher Musikbotschafter. Dafür wurde Julius Karr-Bertoli dieses Jahr sogar ein internationaler Verdienstorden verliehen. Kaum ein bayerischer Dirigent dürfte so viel gereist sein wie er. In 50 Ländern hat er Musik gemacht. Von Russland über Polen, Ukraine, USA, Taiwan, China bis nach Italien und Mazedonien.

Selbst mit seinen 82 Jahren ist er noch auf Reisen. Doch immer wieder kommt er gerne nach Hause. In seine geräumige Drei-Zimmer-Dachgeschosswohnung in der Au. Seit 26 Jahren wohnt er dort mit seiner Frau Charlotte. Auch sie reist gerne: „Nur das Einpacken hasse ich.“ Von der scharfen Schokoladensoße in Mexiko schwärmt der Maestro. An die saure Kamelmilch, das Nationalgericht in Kasachstan, denkt er weniger gerne zurück.

„In verschiedenen Ländern wird mir versichert, dass ich der wichtigste deutsche Kulturbotschafter bin - sonst würde ich die Reisen in meinem Alter nicht mehr machen“, sagt Karr-Bertoli: „Ich will noch weiter am Pult bleiben. Meine wichtigste Aufgabe ist es, mein Wissen und meine Erfahrungen an die Jeunesse Musicale der Welt weiter zu geben.“ Karr-Bertoli hat viel gesehen in seinem Leben. „Aber meine große Liebe gehört Italien. Es ist meine musikalische Heimat.“

Geboren ist der durchtrainierte Maestro in München. Sein Dirigenten-Debüt hatte er 1939 am Prinzregententheater mit der Musik zu „Peer Gynt“ von Edvard Grieg. Dies war noch vor dem offiziellen Abschluss seines Kapellmeisterstudiums an der Akademie der Tonkunst im Münchner Odeon, wo er von 1934 bis 1940 studierte. 1942 wurde er Opernkapellmeister in Dortmund. Nach dem Tod seiner ersten Frau, die bei einem Bombenangriff ums Leben kam, zieht es ihn wieder nach München. 1949 heiratet Karr-Bertoli zum zweiten Mal, 1950 kommt die Tochter Julia zur Welt. Seine dritte Frau Charlotte, eine Konzertsängerin, heiratet er 1957. Als freier Mitarbeiter arbeitet er von 1945 bis 1960 beim Bayerischen Rundfunk. Ab 1959 dirigiert er vorwiegend im Ausland. Absoluter Höhepunkt im Leben Karr-Bertolis sind die Konzerte mit der Leningrader Philharmonie während einer großen Tournee durch die Sowjetunion; mit weltberühmten Solisten wie Milstein, Wilkomirska und

Einladung zur

Gründung des

Landschaftsverbandes München Stadt und Land

(also auch Landkreis München)

im Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e.V.

am Freitag, den 27. Juni um 1/2 8 Uhr abends

im Feldmochinger Hof

München-Feldmoching, Feldmochinger Straße 389

Der Feldmochinger Hof ist gut mit den öffentlichen Verkehrsmitteln der U2 und S1/Richtung Freising, Haltestelle Feldmoching dann mit Bus 83 2 Stationen, Ausstieg Josef-Frankl-Straße und noch 5 min zu Fuß zum Gasthof.

Tagesordnung:

- 1) Begrüßung durch den 1. Vorsitzenden H. Triebel
- 2) Wahl des Versammlungsleiters und des Protokollführers
- 3) Wahlen
 - Wahl des Wahlleiters
 - Wahl der Vorstandschaft und der Delegierten
- 4) Mundartdichter, Sänger und Musikanten aus dem Raum München werden etwas vortragen, singen und aufspielen, also können wir uns auf einen schönen Abend freuen

Einladung zur

Wiederbelebung mit Neuwahlen des

Landschaftsverbandes Hrent und Drent der Isar

(Wolfratshausen und rundumadum)

im Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e.V.

am Freitag, den 11. Juli um 7 Uhr abends in der Gaststätte

„Zum Löwenbräu“

Untermarkt 8, 82515 Wolfratshausen

Daß ned langweilig wead, gibt's a guade Musi, dazua Gedichtl und Gsangl mit da Barbara Lexa

Einladung zu

Vorgesprächen einer Gründung des

Landschaftsverbandes Isarwinkel-Tölzer Land

(Bad Tölz und rundumadum)

im Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e.V.

am Mittwoch, den 25. Juni um 7 Uhr abends im Gasthof

„Alte Schießstatt“

Schützenweg, Bad Tölz

im Badeteil – in der Nähe vom evang. Gemeindehaus

Nadiali a mid ara gscheidn Mundartdichdarin und
a bearign Musi!

Bitte beachten Sie auch die Tagespresse!

Einladung zu

Vorgesprächen einer Gründung des

Landschaftsverbandes Oberland-Leitzach-Mangfall

(Tegernseer Tal, Holzkirchen und rundumadum)

im Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e.V.

am Dienstag, den 24. Juni um 7 Uhr abends im

„Bräuwirt – Nebenzimmer“

Unterer Markt, 83714 Miesbach

mit unserer Barbara Haltmair und a guadn Musi

Des wead gwies a griawiga Hoagaschd

Bitte beachten Sie auch die Tagespresse!

Krainjew. Der sowjetische Komponist Dimitrij Schostakowitsch nannte Karr-Bertoli seinen „authentischen Interpreten“. 1957 dirigiert der Maestro die deutsche Erstaufführung der achten Sinfonie von Schostakowitsch in München. Seinen geistigen Lehrer hat Karr-Bertoli in Wilhelm Furtwängler gefunden: „Für mich ist er der bedeutendste Dirigent des vergangenen Jahrhunderts. Ich setze mich für seine herrliche zweite Symphonie ein.“

Von 1966 bis 1971 wirkt der Maestro als erster westdeutscher Gastdirigent in Rumänien. 1985 verleiht im Münchens Oberbürgermeister Georg Kronawitter die Medaille „München leuchtet“. 1990 bekommt Karr-Bertoli für sein Werk das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse. Aufgrund seiner pädagogischen Erfolge wird Karr-Bertoli in Kirgisien der Titel eines Ehrenprofessors verliehen. Die in England beheimatete „International Society African to American Music“ wählte ihn zu ihrem Europäischen Musikdirektor. Damit verbunden sind zahlreiche Konzerte in den USA.

Disziplin. Das ist das A und O für den 82-Jährigen. Drei bis vier Stunden sitzt er täglich an seinem Flügel, richtet sich die Partituren zurecht, markiert die Instrumente mit verschiedenen Farben. Seinen Tag hat er komplett durchorganisiert. „Als Dirigent muss ich Kondition behalten.“ Um 7 Uhr klingelt der Wecker. Aufstehen und erst mal eine

halbe Stunde auf dem Heimfahrrad strampeln. Sechs Kilometer mit Belastung, nebenbei Zeitung lesen. „Wenn keine Zeitung erscheint, jogge ich die Isar aufwärts, Richtung Harlaching.“

Seit 60 Jahren ist Karr-Bertoli Mitglied bei der Sektion München des Deutschen Alpenvereins. Noch heute wandert er mit seiner Frau ab und zu in den Bergen. Nur mit dem Skifahren hat er aufgehört, nachdem er 1978 bei einer Tour in Tirol fast tödlich abgestürzt ist. Wenn Julius Karr-Bertoli etwas anpackt, dann richtig: Er ist Mitglied der Deutschen Karl May-Gesellschaft, Ehrenmitglied im Förderverein Bairische Sprache und Dialekte und Ehrenmitglied des Münchner Zentrums der russischen Kultur „MIR“.

Münchens Musikbotschafter genießt es, als Ehrengast im Hotel Bayerischer Hof Swimmingpool und Sauna zu benutzen: „Der Blick, den man von dort aus auf die Dächer Münchens hat, ist einfach überwältigend.“

Fürs Kochen ist in der Regel Ehefrau Charlotte zuständig. Nur seine Lieblingsspeise, die bayerischen Mehlknödel mit zerlassener Butter und Röstzwiebeln, macht er selbst. Was das Kulturgut betrifft, so ist der Dirigent übrigens auch beim Essen aufgeschlossen: Stäbchen zieht er dem üblichen Besteck entschieden vor. Sogar das Sauerkraut dirigiert er in den Mund. Wenn das nicht musikalisch ist ...

„Heimat ist etwas Heiliges und deshalb in einer mobil-gemachten Welt sehr Bedrohtes. Heimat muss wachsen, reifen wie die Sprache, in der wir zu Hause sind. Sprache ist Heimat. Ich bedauere es deshalb sehr, dass an den Schulen die Dialekte nicht mehr gepflegt werden. In ihnen ist Heimat am ursprünglichsten bewahrt.“

Hans-Georg Gadamer (Philosoph)

Süddeutsche Zeitung – 09.01.2003

Die mühevollte Arbeit der Akademie der Wissenschaften

Mister Mundart

Warum Sprachforscher Anthony R. Rowley am "Bairischen Wörterbuch" noch gut 60 Jahre arbeiten wird

München - Franz Eder aus Dachau rezitiert Verse von Max Dinger, dem Murnauer Heimatdichter. Das Gedicht heißt "Aushaltn" und ist ein Surrogat bäuerlicher Weisheiten: "Vo selber fällt oam nix in d'Händ/ As Glück des macht si rar/ und ebbad hattst koa Freud am End / waar it der Weg so schwaar". Der 69-jährige Eder kann ziemlich gut vorlesen, weshalb Medien wie der Deutschlandfunk gerne bei dem Dachauer anfragen, wenn sie einen altbairischen Literaturkenner brauchen. Seit Jahrzehnten bemüht sich Eder, der Schweißer bei der Bundesbahn war, zusammen mit etwa 500 anderen Sprachliebhabern aus Bayern darum, die Dialekte zu erhalten. Er sammelt für die Kommission für Mundartforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München Worte und Sprüche.

Dort widmet sich der Leiter eines vierköpfigen Teams, Professor Anthony R. Rowley, 45, dem bairischen Dialekt zwischen Isar und Salzach. (Zur Unterscheidung: das Adjektiv "bairisch" bezieht sich ausschließlich auf die Region zwischen Inn und Isar; "bayerisch" auf den gesamten Freistaat). Rowley ist von Geburt Engländer und ein extrem guter Kenner des Bairischen. Eine Kombination, die offenbar bloß den Laien erstaunt. Denn gerade die Beziehung der Engländer zu den Alpen war schon immer sehr eng: als Pioniere des Bergsteigens und als Landschaftsmaler. Außerdem kennt

Rowley russische Kollegen, die sich in den deutschen Mundarten bestens auskennen, und deutsche Dialektologen, die zu den Experten der italienischen Mundarten zählen.

Routiniert wiederholt Rowley seinen Standardsatz zum Stellenwert seiner Tätigkeit, den schon viele Interviewpartner von ihm zu hören bekommen haben: "Die Dialekte sind nur zu retten, wenn alles zusammenkrachen würde und die Menschen wieder zur Existenzlandwirtschaft zurückkehren." Weil das nie mehr passieren wird, weil aber das Gefühl von Nähe, die "Faszination für die Mundart" (Rowley) dennoch bewahrt werden soll, arbeitet er an einem bairischen Wörterbuch. Der erste Band der Akademie ist dieses Jahr im Oldenbourg Verlag erschienen. Er reicht von "A bis Bazi".

Sprachforscher wie Rowley und ihre Helfer wie Eder haben etwas beunruhigend Ruhiges an sich. Sie regen sich nicht sonderlich über die Gefahr auf, dass das, was sie so sehr schätzen, verloren gehen könnte. "Wenn es so ist, niemand kann etwas dagegen machen", sagt Rowley. Auch wenn er die Dialekte, wie die Bauern früher das Land, Tag für Tag, Wort für Wort, Silbe für Silbe beackert. Seine beiden Töchter ärgern ihn leidenschaftlich gern und grüßen ihn mit dem Wort Tschüss. "Die halten mich für einen Anti-Tschüssler", sagt Rowley. - "Ja, soll i meine Enkel daschiaßn", fragt wiederum Franz Eder. Die leben in Iilmünster bei

Pfaffenhofen/Ilm und reden eine Art Hochdeutsch. Aber manchmal wird es ihm dann doch zu bunt. Wenn er, der Opa, gerufen wird: "Komm' hoch". Dann, sagt Eder, "reicht es mir".

Hans Triebel, Vorsitzender des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte, packt schneller die Wut. Zuletzt wegen einer vergeblichen Unterschriftenaktion, in der 150000 Unterzeichner (Triebel: "Nicht nur Bayern") vom Kultusministerium den Unterricht in den bayerischen Dialekten gefordert haben. Da war er übrigens sauer auf Eder, weil der ihm statt der erhofften 4000 Unterschriften bloß 40 aus Dachau gebracht hatte. Der Verein ist von einer Ärztin aus Traunstein angestoßen worden. Nach ihrer Rückkehr aus Indien, wo sie lange Jahre gelebt und praktiziert hatte, war sie regelrecht entsetzt über den Zustand des Bairischen. Das Gefühl beschleicht den Kfz-Meister aus Aying tagtäglich, und wegen eines Vorfalls im Landkreis Miesbach würde er am liebsten "eine neue Medienkampagne" entzünden. "Dort hat eine Grundschullehrerin einem Buben verboten, Fuchzge statt Fünfzig im Unterricht zu sagen." Das muss man sich mal vorstellen.

Triebel will mit seinen 49 Jahren nicht in einer Welt leben, in der die Mundart zum "Bayern-Drei-Geplappere" verkommt. Wenigstens möchte er erreichen, dass viele Menschen in Bayern das süddeutsche Klangbild beherrschen und damit den Charme der Sprache bewahren - wie einst der Schauspieler Helmut Fischer. Triebel: "Der hat keine Dialektausdrücke gebraucht. Aber der Klang war wunderbar." Triebel hofft mit dem Verein und den 2700 Mitgliedern, unter ihnen Kardinal Josef Ratzinger: "Wir möchten das Ver-

schwinden verlangsamen." Das Ziel teilen alle Mundartforscher.

Und die Zeit verlangsamt sich tatsächlich in Rowleys Büro inmitten all der Manuskripte. Er sitzt gebückt an einem kleinen Couchtisch, beim Schreiben fallen einige lose Blätter auf den Boden; der große Schreibtisch ist übersät mit Manuskripten, Büchern und Broschüren. Das Chaos kontrastieren die vielen dunkelfarbigen Kästen in den Regalen an der Wand, dort herrscht eine penible Ordnung. Gestochen geschriebene Aufzeichnungen sind hier genauestens sortiert. Den Vorgang nennen die Sprachforscher "verzetteln". Außerdem muss die Kommission über einen eigenen Zeitbegriff verfügen, schließlich will sie zeigen, wie sich die Jahrhunderte in den Dialekten tradiert haben. Das Wort "Irta" für Dienstag zum Beispiel reicht bis ins Gotische und damit in das fünfte Jahrhundert zurück.

Die Kommission ist schon sehr lange tätig. 1912 hatte sie vom bayerischen König Ludwig III. ihren Auftrag erhalten. Weil aber die Zusammenarbeit mit den Österreichern 1961 scheiterte, begannen die Münchner von vorne. Rowley, seit 1989 Leiter der Mundartforschung, rechnet erst in 60 Jahren mit dem letzten Band des neuen bairischen Wörterbuchs. Dazu braucht man eben die bäuerliche Gewissheit des Gedichts von Max Dingerl, dass nur mühsam errungene Erfolge auch wirklich welche sind. Wie gesagt: "Vo selber fällt oam nix in d'Händ / As Glück des macht si rar..."

Die Zuversicht haben Rowley und seine Kollegen von Johann Andreas Schmeller, dem ersten großen Mundartforscher, geerbt, dessen Nachfolger sie alle sind. 1827 war Schmellers erster

Band des "Bayerischen Wörterbuchs" erschienen (1829 der zweite und 1837 der dritte). Das Werk wird seitdem als Faksimile nachgedruckt. Richtig berühmt wurde es allerdings erst 1872, nach der Reichsgründung. Als Reflex auf das politische Ereignis besannen sich die Menschen auf ihre Heimat. Und in diese Zeit fiel auch die Entdeckung von Tracht, Bauerntheater, Tourismus und der Beginn der Werbung mit Bergen und Bauern. "Damals wurde das Bairische erstmals politisch instrumentalisiert." Mit Theater, Slogans, Häusern könne man ein Leben vorgaukeln, das es längst nicht mehr gibt. Nicht aber mit der Mundart, sagt Rowley. "Wenn sie verschwindet, verschwindet sie. Wenn die Menschen sie nicht mehr beherrschen, dann weil sich ihr Leben verändert hat." Wer weiß schon noch, was eine "Drittlerin" ist?

Kindsdirn und Mitterdirn

In Eders Herrgottswinkel sieht alles aus, wie es sich für einen richtig bairischen Haushalt gehört. Die Sinnsprüche, die Motivbilder aus Hinterglasmalerei und eben der Mann mit schlohweißem Haar und gezwirbelten

Schnurrbart. Er hat einen von Rowleys Fragebögen vor sich und soll Antworten finden, wie das Wort Magd im Bairischen vorkommt. "Dirn hat es bei uns geheißen." An erster Stelle stand die Kindsdirn, dann kam die Mitterdirn und schließlich die Drittlerin, die den Stall ausmisten musste. Aber viele Worte weiß auch Eder nicht mehr, obwohl er sich noch genau an die Zeit bei seinem Onkel in Eichhofen erinnert, und wie ihn sein Vater geschimpft hat, wenn er von dort nach Hause kam. "Dann hab' ich immer den ganz breiten Dialekt mit schwäbischen Anleihen gesprochen, was meinen Eltern überhaupt nicht gefallen hat."

Eder mag das Schwäbische, wie die Mundartforscher überhaupt lieber nach Gemeinsamkeiten als nach dem Trennenden suchen. Die Verneinung "it" in Dingers Gedicht zum Beispiel ist für Eder klar schwäbischen Ursprungs. Aber die Deutschen insgesamt haben doch eindeutige Vorlieben. "Das Bairische hat Prestige", sagt Rowley, und zwar so viel, dass es in der Beliebtheitskala der deutschen Dialekte klar auf Platz eins liegt.

Pfaffenhofener Kurier – 22./23.02.2003

Gaudilesung beim Gscheider: Zünftig war's

Geroldhausen – Da steht a Wirtshaus direkt neben da Kirch'. So wie sich das gehört, bei uns in der Holledau. Nachdem es lange Zeit regelrecht verwaist war, ist nun auch wieder ein Wirt eingezogen – und der hatte am vergangenen Samstag seine rechte Freud': Voll war er nämlich, der Saal im Gasthaus Gscheider und gekommen waren lauter zünftige Leut', die ihre recht Freude haben an der bayerischen Sprach' und

dem dazugehörigen deftigen Humor. Eingeladen hatte wieder der Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e. V., Vorsitzender Gerhard Huber hatte zur „9. Gaudilesung“ eine saubere G'sellschaft um sich herum versammelt: Die reschen Musikanten, an Sepp und an Franz, die gerade so aufspielten, wie es gerade passte („Host du no oans oder soi ma spuin ...?“). Oder die Mundartleser Kathi Radlmeier, Albert

Lönner und Alois Hell, die die Besucher mit ihren Anekdoten und G'schichten so gut unterhielten, dass manch einer oft zum „Sacktücherl“ langen musste. Dann natürlich die Mundartdichter und –schreiber Uschi Kufer und als Lokalmatador der Schweiger Albert aus Gambach, die den rechten Ton trafen und zeigten, wie viel Kultur und Humor in der bayerischen Sprach' steckt. Und während die Besucher da lachten, tranken und aßen, packte sich noch einer zsamm, der grad unscheinbar ausschaut: da Daller Wastl. 18 Jahre ist er erst alt, der griselhaarige Bursch', und von Kelheim

kommt er auch noch. Aber mit seiner Diatonischen und seinen Schnaderhüpferln und seinen Gstanzln, da hat er den Leutln schnell gezeigt, wo der Bartl an Most hoit. Ein echter Profi ist er, einer, bei dessen Witzen es kein Halten mehr gibt. Kein Wunder, er soll bei einem Wolnzacher sozusagen in die „Gstanzl“-Lehre gehen ...

Schee war's, ganz schee bei der Gaudilesung im Gscheider-Saal. Und wer jetzt einen wassrigen Mund bekommen hat, weil er den letzten Sonntag verpasst hat, für den gibt es einen Trost: Der Huber Gerhard und seine Gaudileser wollen wieder kommen ...

Das neue Österreichische Wörterbuch – ein Wörterbuch nur für Österreich?

von Ulrich Kanz

Das *Zehnerl* bleibt wohl auch nach der Einführung des Euro nicht nur in Österreich, sondern auch in Bayern ein weit verbreitetes Zahlungsmittel. Trotzdem ist es dem Duden keine Erwähnung wert, im Gegensatz zum Österreichischen Wörterbuch, das nun in der 39., neu bearbeiteten Auflage vorliegt. Seit der ersten Auflage von 1951 erhebt es den Anspruch, "den in Österreich gebräuchlichen Wortschatz (...) für alle Fragen der Rechtschreibung, die erfahrungsgemäß in Schule, Amt oder Büro auftauchen" zu behandeln und "passende Lösungen" zu bieten (S. 7). Das ÖWB ist also kein Dialektwörterbuch, sondern eines für die in Österreich übliche Hochsprache.

Aber ist ein eigenes Wörterbuch für Österreich eigentlich nötig? Die Antwort lautet: Ja! Denn der Duden übergeht viele österreichische und süddeutsche Varianten der deutschen Sprache im Wortschatz, in der Wortbildung und der Lautung und verallgemeinert norddeutsche Formen als gesamtdeutsch.

Besonders auffällige Unterschiede zwischen dem österreichischen und dem "binnendeutschen" Deutsch betreffen den Wortschatz. Viele Wörter kommen nur in Österreich vor, so etwa kulinarische Ausdrücke wie *Obers*, *Topfenkolatsche*, *Powidel*, *Paradeiser* u.a., aber auch typische Begriffe der österreichischen Verwaltungssprache. Wer in Österreich die Hochschulreife ablegt, besteht die *Matura*, nicht das *Abitur*. Schließt er das Studium ab, feiert er die *Sponsion*. Ähnlich stehen sich österreichisch *Typenschein*, *Zulassungsschein* und deutsch *Fahrzeugbrief*, *Fahrzeugschein* gegenüber. Das ÖWB verzeichnet die oberdeutsche Form *Sulz* als eigenes Stichwort, im Duden ist *Sulz* nur als Nebenform zur *Sülze* aufgeführt.

Wörter wie *Jänner*, *Topfen* und *Marille* waren und sind z.T. noch heute in Süddeutschland üblich. Der Duden nennt sie "landschaftlich" oder "österreichisch" und stellt sie damit unter *Januar*, *Quark*, *Aprikose*. Im ÖWB gelten *Jänner*, *Topfen* und *Marille* dagegen als hochsprachlich.

Eine große Anzahl von Wörtern kommt zwar im gesamten deutschsprachigen Gebiet vor, sie hat aber in Österreich eine andere oder zusätzliche Bedeutung. So ist eine Aufforderung zur *Exekution* nicht etwa eine Hinrichtung, sondern "nur" eine Zwangsvollstreckung durch den *Exekutor*. Nicht nur in Österreich, auch in Bayern versteht man unter einem *Fuß* einen Körperteil, das von der Zehenspitze bis zur Hüfte reicht. Für das Duden-Universalwörterbuch ist der *Fuß* dagegen der "durch das Sprunggelenk mit dem Unterschenkel verbundene unterste Teil des Beines beim Menschen u. bei Wirbeltieren", der mit dieser Definition wie in vielen anderen Fällen die süddeutsche und österreichische Bedeutung nicht berücksichtigt.

In vielen Fällen gelten in Österreich wie in Deutschland dieselben gemeindeutschen Begriffe, Unterschiede gibt es in der Wortbildung. Ein unverkennbares Merkmal des österreichischen und des bairischen Deutsch ist die Verkleinerungssilbe *-(er)l*, die in manchen Wörtern zu einer Wortbildungssilbe ohne verkleinernde Bedeutung geworden ist: *Pickerl*, *Stockerl*, *Tischerl*, *Zuckerl*. Der Duden nennt *Zeisig* und *Zeischen*, was einem süddeutschen Sprecher fremd ist, weil die Verkleinerungsform *-chen* im oberdeutschen Sprachraum nicht bodenständig ist. Die hier gebräuchliche Form *-(er)l* wird vom Duden einfach ignoriert. Dagegen verzeichnet das ÖWB ganz selbstverständlich *Zeiserl*, auch in Wortverbindungen wie *Zeiserlwagen* (Duden *Zeiselwagen*). Folgerichtig ist die norddeutsche Verkleinerungsform *Zeischen* nicht aufgeführt.

Unterschiede zur "binnendeutschen" Aussprache sind ebenfalls in das ÖWB aufgenommen. Natürlich ist an dieser Stelle das helle *a* zu nennen, das in der österreichischen Standard- und Umgangssprache gilt und sich vom neutralen bis dunklen *a* in Deutschland deutlich unterscheidet. Im Österreichischen und im Süddeutschen gibt es keine stimmhafte Aussprache der weichen Konsonanten. Statt des Gegensatzes stimmhafte Lenis (weicher Laut) und stimmlose Fortis (scharfer Laut), wie es in der deutschen Aussprachenorm des Dudens vorgesehen ist (*d/t*, *b/p*, *g/k*), werden in Österreich und Süddeutschland alle Laute stimmlos gesprochen. Mundartnahe Zwielaute berücksichtigt der Duden kaum, vor allem, wenn sie in Fremdwörtern auftreten, z.B. *Cocktail* [...te:l], *Show* [ʔ:]. Süddeutsche und österreichische Sprecher kennen dagegen die Zwielaute [ei] und [ou] und sprechen diese auch standardlautlich in *Cocktail* und *Show*. Das ÖWB gibt zwielautende [...teil] und [ʔu] an, die nicht nur der englischen Lautung näher stehen, sondern auch dem Sprachgefühl oberdeutscher Sprecher entgegen kommen. Der Duden hingegen hält engstirnig an einer Norm fest, die das südliche und das österreichische Deutsch nicht mit einschließt.

Bedauerlicherweise verpasst das ÖWB die Chance, grammatikalische Eigenheiten des Oberdeutschen standardsprachlich zu verankern. Auf Seite 738 heißt es zur deutschen Sprache in Österreich: "Der Dialekt hat eine andere Norm als die Stan-

dardsprache, daher kann eine Form im Dialekt richtig sein, die im Standard als falsch gilt." Natürlich ist gegen diese Aussage nichts einzuwenden, gegen das angeführte Beispiel schon: falsch sei z.B. *der Butter* (Dialekt) gegenüber *die Butter* (Standard). Tatsächlich gilt für den süddeutschen Sprachraum, und zwar für Bayern wie für Österreich, das maskuline Geschlecht ebenfalls als standardsprachlich, überdies auch in anderen europäischen Nationalsprachen, vgl. franz. *le beurre*, ital. *il burro*. Ähnliches trifft für *die Marmelade* und *die Schokolade* zu, die im Oberdeutschen als *das Marmelad* und *der Schokolad* ebenfalls standardsprachlich sind. Es wäre nur folgerichtig, im ÖWB das maskuline bzw. neutrale Geschlecht neben dem femininen im Wörterbuch zu berücksichtigen.

Seit der Neuregelung der deutschen Rechtschreibung im Jahr 1996 gibt es nur wenige Unterschiede zwischen der deutschen und der österreichischen Orthographie, die im ÖWB verzeichnet sind. Österreichische Schreibungen sind z.B. *zu-hause*, *maschinschreiben*, *ohne weiters*, *heute Früh* (statt "binnendeutsch" *zu Hause*, *maschinengeschrieben*, *ohne weiteres*, *heute früh*).

In einem umfangreichen Anhang folgen Erläuterungen zur Deutschen Sprache in Österreich, zu den verschiedenen Sprachschichten und deren Verhältnis zueinander sowie zu Wechselwirkungen zwischen den Standardsprachen in Deutschland und der Schweiz. Vor allem durch die Wirkung der Medien, den Tourismus und enge Wirtschaftsbeziehungen unterliegt Österreich starken Einflüssen aus Deutschland. Umgekehrt sind Wanderungen von Austriazismen nach Deutschland gering, wenngleich es diese durchaus gibt, z.B. *Strudel*, *Palatschinken* und andere Speisenbezeichnungen, die nur zum Teil Eingang in den Duden gefunden haben. Weiterhin finden sich im Anhang die für Österreich geltenden Rechtschreibregeln, eine Auflistung grammatikalischer und sprachwissenschaftlicher Ausdrücke sowie Hinweise zu Gebrauch und Schreibung einiger Formen der Verben.

In der Summe von Wortschatz, Intonation, Betonung, Aussprache und Schreibung hebt sich das österreichische Deutsch vom "binnendeutschen" ab. Das ÖWB will vor allem die "deutlich eigenständige Prägung (als) wichtiges Element der staatlichen Identität" Österreichs (S. 746) betonen. Trotzdem sind die Unterschiede zwischen dem österreichischen und dem "binnendeutschen" Deutsch nicht so gravierend. Leider wird die Zahl der Stichwörter im ÖWB nicht genannt (der Duden weist 120 000 Stichwörter auf), sicher stimmen weit mehr als 90% davon überein.

Das ÖWB stellt sich in die Reihe der Wörterbücher der nationalen und regionalen Varietäten des Deutschen und anderer oberdeutscher Wörterbücher (Jakob Ebner: *Wie sagt man in Österreich?*, 1998 und Ludwig Zehetner: *Bairisches Deutsch*, 1997). Es ist nicht nur für Österreicher nützlich, sondern auch für bayerische Sprecher, die auf oberdeutsche Formen in ihrem Wortschatz und ihrer Lautung Wert legen und sich nicht allein auf den Duden und die von ihm vertretene norddeutsch orientierte Norm verlassen wollen.

Süddeutsche Zeitung – 14. Januar 2002

„Das Bairische ist nicht minderwertig“

Von einem, der auszog, die Mundart zu retten

Der Regensburger Sprachwissenschaftler Rupert Hochholzer kämpft für den Dialekt im Deutsch-Unterricht

Regensburg – Rupert Hochholzer stammt aus Pfarrkirchen im Rottal, wo der niederbayerische Zungenschlag noch etwas gilt und jeder auffällt, der Hochdeutsch spricht. Nun arbeitet Hochholzer seit geraumer Zeit als wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur der Universität Regensburg, wo sich Dozenten und Studenten aus allen Teilen der Republik tummeln und zur Vermeidung von Verständigungsproblemen eine ans Hochdeutsche herangehende „Standardsprache“ benutzen. In diesem gleichgeschalteten Sprachklima fällt jeder auf, der sich hemmungslos beispielsweise im Dialekt der Niederbayern mitteilt.

Für einen Sprachwissenschaftler ist so etwas natürlich höchst interessant, und als Rupert Hochholzer „diesem Spannungsfeld“ näher trat, stieß er auf zwei klischeebehaftete Pole: Auf der einen Seite, so erkannte er, „werden Dialekte häufig als minderwertig angesehen“. Auf der anderen Seite dominiere eine Standardsprache, die gemeinhin als Hochdeutsch verstanden werde, was aber „eine Fiktion“ sei, denn: „Jede natürliche Sprache ist variabel, instabil.“ Welche Überlebenschance hat also der Dialekt? Kann er sich auf Dauer gegen das Standard-Deutsch stemmen? Wie viele Unterarten einer Mundart gibt es überhaupt und wie und wo werden sie gepflegt? Die Erörterung dieser und etlicher anderer Fragen inspirierte Hochholzer vor gut eineinhalb Jahren

zur Gründung eines Dialektforums, das sich zum Ziel gesetzt hat, durch Symposien und wissenschaftliche Veröffentlichungen die vielfältigen Spannungen zwischen Dialekt und Standardsprache zu untersuchen und die Ergebnisse der geneigten Fachwelt und interessierten Laien nahe zu bringen.

Bei der ersten Tagung ging es um die drohend klingende Frage, ob „das Bairische“ aussterbe. Eines der Ergebnisse dieses Austausches war, kurz gesagt, dass die Mundart in den Großstädten erkennbar ins Hintertreffen geraten ist, sich aber auf dem Lande noch recht wacker behauptet. Dann ging es „um Grenzen und Möglichkeiten von Dialektliteratur“. Dabei wurde die These aufgestellt, dass gerade das Theater beste Möglichkeiten der Dialektpflege biete, etwa mit der Aufführung von Kroetz-Stücken, wozu es allerdings eines Schauspielnachwuchses bedürfe, der das Bairische überhaupt noch beherrsche.

Rupert Hochholzer, der im Alltagsgeschäft angehende Deutschlehrer ausbildet, widmet sich für seine Habilitation einem Konfliktfeld mit besonderer Hingabe: dem Umgang mit dem Dialekt in der Schule. „Vor allem im Bereich der Schulausbildung“, so hat er erkannt, habe sich das Klischee festgesetzt, wonach der Dialekt als minderwertig und mithin als „Sprachbarriere“ gelte. „Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist diese These zu verwerfen“, sagt der sonst recht muntere

Hochholzer streng. „Der Dialekt als Sprachsystem ist nicht minderwertig, er ist eine Varietät des Deutschen“. Andererseits aber gelte bundesweit der Grundsatz, dass Schüler im Deutschunterricht an „die Standardsprache“ herangeführt werden müssen. „Unheimlich schwer“, meint der Sprachwissenschaftler, sei es also im Schulbetrieb, den Kindern ein möglichst dialektfreies Deutsch anzuerziehen, ohne ihnen jedoch die jeweilige Heimatmundart auszutreiben.

An 1000 Deutschlehrer in Bayern, Mecklenburg-Vorpommern und Nordrhein-Westfalen hat Hochholzer Fragebögen verschickt, um zu erfahren, wie sie es privat und im Unterricht mit dem Dialekt halten und ob sie ihren Schülern die Mundart zugestehen. Es kam heraus, was Bayern angeht, dass die Lehrer dem Vermitteln der Standardsprache zwar einen „sehr hohen Wert“ beimessen, aber doch immerhin 60 Prozent „im Unterricht den Dialektgebrauch tolerieren“. Nebenbei: In Mecklenburg-Vorpommern waren es 35 Prozent, in Nordrhein-Westfalen nur noch 30. Eine der Schlussfolgerun-

gen Hochholzers aus dieser Umfrage ist, „dass es bei Deutschlehrern, die sprachliche Profis sein sollten, immer noch Vorurteile gibt, zum Beispiel, dass die Standardsprache als System dem Dialekt überlegen ist“. Dies sei jedoch „ein Blödsinn, sonst hätten Dialekte nicht über 1000 Jahre lang überlebt“. Überdies „haben Deutschlehrer zu wenig Wissen über ihren eigenen Dialekt“. Von 429 Befragten in Bayern konnten nur 20 Prozent ihrer Mundart „eine Zuordnung geben“, etwa die, dass in Niederbayern, der südlichen Oberpfalz und in Oberbayern Mittelbairisch gesprochen wird.

Es gibt also noch viel zu tun für Rupert Hochholzer: Gegenwärtig bereitet er für den Sender BR alpha eine Reihe über die Eigenheiten der bairischen Dialekte und ihre Verbreitung vor. Im Herbst 2004 wird sich eine Tagung mit den „psychologischen Aspekten des Dialektgebrauchs“ beschäftigen, darunter mit der Frage: Welche seelischen Qualen erleiden Menschen, die wegen ihres ausgeprägten Dialekts von Nicht-Mundartsprechern für ein bisschen blöd gehalten werden?

Wenn der Staatsanwalt nicht Bairisch kann

von Dr. Otto Gritschneider

Kurz nach dem Krieg, 1946 oder 1947, hatte ich vor der Strafkammer des Landgerichts Traunstein den Polizeikommissar Georg Stephan aus Frasdorf (1902 bis 1977) zu verteidigen. Gegen ihn hatte der Staatsanwalt eine schwere und recht ungewöhnliche Anklage erhoben. Er soll gegen Kriegsende in Altötting eine junge Untersuchungsgefangene körperlich schwer misshandelt haben, indem er sie mit einer Stahlbürste in sadistischer Weise blutig gerieben habe. Ein merkwürdiger Vorwurf, aber im menschenverachtenden Gestapo- und KZ-Staat war vielleicht auch so etwas Perverses möglich.

Mein Mandant bestritt den Anklagevorwurf energisch. Das sagt nicht viel, denn die meisten Angeklagten bestreiten die staatsanwaltschaftlichen Beschuldigungen.

So war ich auf die Hauptverhandlung neugierig, die diesen nicht alltäglichen Fall vielleicht klären konnte, zumal der Staatsanwalt das (angeblich) mißhandelte Mädchen als Zeugin hatte vorladen lassen.

Als der offenbar sehr erfahrene und souveräne Vorsitzende Landgerichtsdirektor Dr. Gustav Voll (später Landgerichtspräsident in Kempten) die Zeugin in der öffentlichen Verhandlung fragte, bestritt diese nachhaltig jene Mißhandlungen. Da hielt ihr der Vorsitzende die schriftliche Erklärung vor, die sie im Ermittlungsverfahren bei der Staatsanwaltschaft unterschrieben hatte, der nun auch in der Hauptverhandlung seine Anklage persönlich vertrat. Darin stand tatsächlich, daß sie von dem Angeklagten mit einer Stahlbürste blutig gerieben worden sei. Wenn die Zeugin das nun auch noch beedigen würde, so fürchtete ich, dann gibt es eine saftige Freiheitsstrafe.

Ich bat nun, das belastende Vernehmungsprotokoll der Zeugin genauer anschauen zu dürfen, und zeigte der Zeugin den Text und ihre Unterschrift. „Haben Sie das tatsächlich unterschrieben? Haben Sie auch gelesen, was Sie unterschrieben haben?“ Antwort: „Unterschriebn scho, aber nimmer glesn.“ Das war nicht überraschend, denn die meisten lesen solche amtlichen Protokolle nicht mehr und unterschreiben einfach. Ich fragte noch weiter: „Stamm das Wort ‚Stahlbürste‘ also auch von Ihnen?“

Nun löste sich das Rätsel: Die Zeugin hatte ja im Dialekt gesprochen, und von einer „Stoibürschtn“ erzählt, die der Polizist ihr mit den Worten gegeben habe, sie solle sich waschen und den Dreck von ihrer Haut abbürsten. Sie erklärte, daß sie von einer „Stallbürste“ gesprochen habe, freilich im Dialekt, und das hatte der Staatsanwalt als „Stahlbürste“ verstanden! Auf meine Frage mußte der aus Ostpreußen stammende Anklagenvertreter zugeben, daß er des Bairischen unkundig, das Wort „Stoibürschtn“ ins Hochdeutsche übersetzt und als „Stahlbürste“ verstanden habe. Die Zeugin fügte noch hinzu, daß nicht der Angeklagte sie abgebürstet habe, daß sie vielmehr in den Waschraum gebracht worden sei, damit sie sich selber abbürste.

Der Vorsitzende verstand natürlich Bairisch und fragte gleich, ob er die Zeugin noch beedigen solle und ob die Anklage aufrecht erhalten werde.

Ich meldete mich nun auch zu Wort und erlaubte mir etwas deutlichere Bemerkungen über den Staatsanwalt: Es sei eben sehr beklagenswert, wenn ein weit nördlich des Limes beheimateter Staatsanwalt der bairischen Landessprache nicht mächtig sei; er solle sich künftig eines Dolmetschers bedienen.

Der Polizist Stephan wurde freigesprochen. Mich aber zeigte der Staatsanwalt bei der Anwaltskammer und beim Justizministerium an; ich hätte ihn, so meinte er, mit meinen Bemerkungen beleidigt und mich daher „anwaltsunwürdig“ verhalten. Der Vorsitzende Dr. Voll wurde zu einer Stellungnahme aufgefordert. Er bestätigte, daß ich mich sehr sachlich und anwaltsgemäß kritisch verhalten hätte. Mein Wunsch nach ‚der Landessprache mächtigen Staatsanwälte‘ sei – das beweise gerade der Fall Stephan – durchaus verständlich.

„Neues Gesicht vom FBSD im Internet“ überarbeitet www.bairische-sprache.de jetzt am Netz

In Anerkennung der zunehmenden Bedeutung des Internets als ein wesentliches, wichtiges Kommunikationsmedium wurde Ende 2001 eine komplette Überarbeitung und grundlegender Ausbau der Internetseiten vom *Förderverein Bairische Sprache und Dialekte* (FBSD) verwirklicht. Die fertiggestellten Seiten wurden Anfang 2002 dem Netzpublikum bereitgestellt und haben seitdem eine unerwartet große Resonanz gefunden. Seit der Einführung haben mehr als 320.000 Interessenten die neuen FBSD-Netzseiten abgerufen. Monatlich rufen 2000-3000 Netzbenutzer ab („surfen uns oo“?) – nicht nur aus Bayern, Restdeutschland, Österreich, der Schweiz und Südtirol, sondern aus der ganzen Welt, u.a. Finnland, Italien, Schweden, den USA, Rußland, Poland, der U.K. ja sogar aus Belize, Japan und Brasilien.

Die neuen FBSD-Netzseiten sind untergliedert in die Themen:

- ☞ **Zweck und Zielsetzung** des Vereins, **Gremien und Satzung** – und mit einem abrufbaren **Aufnahmeantrag** versehen
- ☞ **Landschaftsverbände** – mit jeweils einer Seite pro Landschaftsverband mit den neuesten Nachrichten und Terminen
- ☞ aktuelle und frühere **Rundbriefe** und **Pressemitteilungen** vom FBSD
- ☞ Aktuelle **Berichte aus der Presse, Radio und TV**, inkl. umfangreicher Zeitungsartikel aus aller Welt zum Thema Bairisch, südliches Hochdeutsch und Sprachpflege
- ☞ umfangreiche **Verknüpfungen** („Links“) zu relevanten und interessanten Netzseiten, wie z.B. Bairische Sprache und andere Mundarten, Sprachverbänden, Bairischer Literatur, Wörterbüchern und Lexika, Heimatpflege und Brauchtum, Musik und Unterhaltung
- ☞ Auf der **Schmankerl-Seite** kann man aktuelle Angebote für Bücher, Kassetten, Gwand und „*mia redn Boarisch*“-Aufkleber, die über den FBSD zu bestellen sind, finden. Auch Computerpro-

gramme, die z.B. die Umwandlung von Text in Fraktur-Schrift ermöglichen, oder Auskunft zu Segelturns werden angeboten.

- ☞ Unter **Sprachpflege** (gerichtet vor allem an Lehrkräfte und Eltern) werden u.a. Hinweise und Tips für Sprachpflege in der Schule sowie zur Erziehung in der Mundart präsentiert. Ebenfalls werden Lese- und Hörtips für Kinder, Jugendliche und die ganze Familie bereitgestellt. Auch zu finden sind Hinweise auf Richtlinien, Grundsätze und Nachrichten aus dem bayerischen Staatsministerium, ebenso wie auf Seminare und Fortbildungssymposien für Lehrer und Pädagogen.
- ☞ Unter „**wo brennt's**“ werden die laufenden Aktionen und Aktivitäten dokumentiert, in denen zur aktiven Unterstützung von FBSD-Mitgliedern und anderen Interessenten aufgerufen wird.
- ☞ Und schließlich der FBSD-Sprachlehrgang „**Remarabissl Bairisch**“, der in vier Fachgebiete in Bairischer Sprache (Aussprache, Sprachgeschichte, Grammatik und Wortschatz) aufgeteilt ist. Diese Netzseiten sprechen vor allem zugewanderte oder Kinder von nicht bairisch sprechenden Eltern an.

Unter dem „**Tagestipp**“ gibt es Hinweise auf umfangreiche kulturelle und Freizeitaktivitäten –insbesondere Brauchtum und Mundartveranstaltungen– in Altbayern, Österreich und Südtirol. Außerdem gibt's Hinweise auf interessante (und nicht nur zum Thema „Bairisch“) TV- und Radio-Sendungen unter „**Empfehlenswerte Sendungen im Radio und im Fernsehen**“.

Unter anderem dienen die FBSD-Netzseiten als Forum, einen Austausch von Ideen, Erfahrungen und Anregungen mit anderen deutschen und europäischen Dialektgruppen zu ermöglichen. Vor allem kommt aber immer wieder die positive Erfahrung, daß sich diese Netzseiten als modernes Medium eignen, das Interesse der Jugendlichen zu wecken, Kontakte mit Gleichgesinnten zu knüpfen und die Möglichkeit zu haben, Ansprechpartner für den Erhalt und die Förderung der bairischen Sprache zu finden.

Keltische Sprachspuren in Bayern

von Hans Lechner

Es war "in" im 19. und 20. Jahrhundert alles Deutsche und Germanische hochzuhalten. Man orientierte sich am militärisch starken Preußen und den angeblich so starken Germanen. Kelten ach ja, die soll es auch einmal gegeben haben, aber das ist schon lange her und die gibt es nicht mehr und zudem waren sie Heiden. So oder ähnlich lautete die Geschichtsschreibung in dieser Zeit. Wie schwer es gerade die katholische Kirche doch hatte, die religiösen Relikte der keltischen Zeit zu verteufeln, sieht man am Beispiel des Wortes, die Trud. Tatsächlich waren die Druiden die Klammer zwischen Kriegeradel und einfachem Volk und für die Religiösität verantwortlich. Entsprechend wurden sie von Cäsar gnadenlos verfolgt und hingerichtet.

Wie wir bis heute sehen, ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Erinnerung daran zu verwischen. Auf der anderen Seite, was wäre das Christentum ohne die schottisch-irischen Mönche. Der Literaturhistoriker Kuno Meyer schrieb: "...die Natur zu suchen, zu beobachten und zu lieben im Kleinsten wie im Größten war keinem Volk so früh und in solcher Fülle gegeben wie den Kelten." Erinnerung sei an die mythischen und heroischen Figuren unter ständigem Einfluss von Göttern und übernatürlichen Gewalten. (Feen, Höhlen etc.) Vergleichen wir auch die Geistesverwandtschaft zwischen der La-Tène Zeit (etwa 5. bis 1 Jh. v. Chr.) und der gotischen Kunst. Denken wir auch an das überlieferte Brauchtum, nämlich des Maibaums, das nur in ehemals keltischen Gebieten vorhanden ist. Die berühmten Barden, sprich Minnesänger, gab es nicht nur von der wörtlichen Bedeutung her in keltischen Gebieten. Ob das Bier keltischen oder germanischen Ursprungs ist, kann allerdings nicht mehr geklärt werden.

Selbst die Seife ist wohl keine Erfindung der Germanen, sondern wie die Römer vermerkten, hatten dies auch die Kelten in Gebrauch.

Denken wir nur an die Georg- oder Michaelkirchen und vergleichen diese mit der keltischen Mythologie: dem keltischen Drachen oder dem Götterboten mit seinem Hund auf dem Berg (Michelsberg bei Weltenburg). Es gäbe noch viele weitere Beispiele. Bleiben wir jedoch bei den sprachlichen Hinterlassenschaften. Die Namen sämtlicher bedeutenden Flüsse in Bayern sind keltischen Ursprungs und auch mit Hilfe der indoeuropäischen Sprachwissenschaft dank der noch gesprochenen keltischen Sprachen, insbesondere des Bretonischen, aber auch des Irischen übersetzbar und zeigen die Bedeutung dieser Flüsse. Als Beispiele seien genannt: Der Regen, die Iller, die Laaber, die Pfettrach, der Lech, die Altmühl, die Paar, die Pfatter, die Glonn, die Amper, die Abens, die Vils, die Traun, die Tauber, der Main, die Donau, die Isar, der Inn/die Enns, der Rhein, die Loisach/Leitzach ... All diese Flüsse sagen in ihrer Übersetzung, welche Bedeutung dieser Fluss für die damaligen Bewohner hatte und zum Teil noch heute hat. Leider würde es diesen Rahmen sprengen, wenn ich die genauen Übersetzungen aus dem bretonischen oder altirischen verwenden würde. Weitere Beispiele gibt es in den Orts- bzw. Flurnamen, wenn man die deutsche Schreib- und Ausdrucksweise außer Acht läßt. Es gibt ca. 130 solche Beispiele. Noch interessanter ist die Erforschung der Dialekte.

Zweifellos wird seit dem 9. Jahrhundert im Großen und Ganzen im bairischen Sprachraum "deutsch" gesprochen. Man wird immer gezwungen, die Sprache der Obrigkeit zu sprechen. So wurden noch im 19. Jahrhundert Kinder im Vinschgau von den Pfarrern und Lehrern bei Strafe angehalten, nur deutsch zu sprechen. Vom Abzug der Römer im 5. Jahrhundert bis zum 9. Jahrhundert wurde in unserem Raum romanisch und eine germanische Sprache gesprochen. Vom heutigen bairischen Dialekt sind auch sicherlich viele Wörter gotischen oder langobardischen Ursprungs, allerdings auch keltischen Ursprungs. Hier sind wieder die heute gesprochenen keltischen Sprachen eine Hilfe bei der Suche nach den Ursprüngen. Ein Beispiel von über 70 Wörtern: Auf Deutsch sagt man: Mühe, Plage, auf bairisch Gfrett, s' Gfrett, auf bretonisch heißt Schwierigkeit, Beschäftigung Fred, gesprochen fre:t), auf irisch heißt dies ar eigin, gesprochen er e:gan) und heißt auch Mühe, Plage.

Wie sagte doch der Abt Jonas von Bobbio um 624 nach Chr. in seiner Lebensbeschreibung des Heiligen Columban: Die Boier (kelt. Stamm), die jetzt Baiern genannt werden. Im Dialekt sagt man mancherorts immer noch Boar oder boarisch zu Bayer. Wie sagte doch der Grieche Diodor über die Kelten: Ihre Stimmen klingen tief und allgemein rau. (Denken wir nur an die kehligen süddeutschen Dialekte - siehe auch irisch). Sie sind von kurzer Rede, sie sprechen in Rätseln und Andeutungen. Vieles drücken sie in Übertreibungen aus, wobei sie sich selbst erhöhen und andere herabsetzen. Sie drohen gern, reden hochfahrend und theatralisch.....

Vieles gäbe es noch zu erzählen und mit Beispielen zu untermauern. Wenn jemand Lust hat, gerne kann ich dazu einen Vortrag halten oder in anderer Form erzählen.

GRIAS ENK GOD LIAWE LEID

von Professor Dr. Alfred Bammesberger, Eichstätt

Auch bei uns in Bayern sagt man jetzt immer häufiger HALLO zur Begrüßung, und bei der Verabschiedung ruft man sich TSCHÜS zu. Man will halt modern sein. Der Trend der Zeit holt uns ein. Das Fernsehen leistet seinen Teil, um uns alle auf einen Nenner zu bringen: In der gesamten Bundesrepublik sollen vermutlich bald neben Bluejeans und Turnschuhen auch Gruß und Verabschiedung vereinheitlicht werden. Gerade die älteren Sprecher des Bayerischen sagen meist GRIASGOD bei einer Begrüßung, und bei der Verabschiedung heißt es dann entsprechend PFIAGOD. Nicht immer werden diese Grußformeln klar ausgesprochen: SGOD ist häufig bei der Begrüßung zu hören. Aber viele wissen sehr wohl, dass die sozusagen "richtige" Form GRIASGOD ist. Den Ausdrücken GRIASGOD und PFIAGOD ist das "Gott" bedeutende Wort GOD gemein. Diese Formen weisen oft noch gewisse Einschübe auf: GRIASDIGOD sagt man zu einer Einzelperson, PFIADENKGOD lautet die Verabschiedung, die an mehrere Personen gerichtet ist. Wenn man eine Einzelperson wie Maria begrüßt, kann man deren Namen anfügen: GRIASDI-GODMARE. Wenn man sich an mehrere Personen wendet, kann man noch "liebe Leute" hinzufügen: GRIASENKGODLIAWELEID. Es lohnt, über diese Grußformeln ein wenig nachzudenken.

Wenn man die zuletzt angeführte Formel als GRIAS ENK GOD LIAWE LEID aufteilt und ins Hochdeutsche umsetzt, dann kommt etwa “(es) grüße euch Gott liebe Leute” heraus, und diese Ausdrucksweise ist durchaus verständlich und sinnvoll: Man darf annehmen, dass “grüßen” auch etwa “segnen” bedeuten kann, so dass die Grußformel “(es) möge euch, liebe Leute, Gott segnen” zum Ausdruck bringt. Da PFIA in PFIAGOD sicherlich für “(möge Gott) behüten” steht, ist die Formel PFIAD ENK GOD LIAWE LEID besonders sinnvoll, denn sie bedeutet “Gott möge euch, liebe Leute, behüten”. Nebenbei sei erwähnt, dass “enk” für “euch” eine echte bayerische Form darstellt. Entsprechend sagt man auch oft “es” für “ihr”: “es seits liawe leid” (“ihr seid liebe Leute”).

Zwei weitere vergleichbare Formeln sind noch häufig in Gebrauch. Wenn jemand niest, sagt man HÖIF GOD oder HÖIF DA GOD, und auch hier kann man den Namen einer Person anfügen: HÖIF DA GOD MARE. Problemlos läßt sich diese Dialektform als “Gott möge dir, Maria, helfen” umsetzen. Wenn während der Meßfeier bei der Opferung der Mesner durch die Reihen geht, um mit dem Klingelbeutel finanzielle Spenden einzusammeln, dann sagt er: FAGÖITS GOD “möge Gott es (dir) vergelten”.

Den erwähnten Formeln ist gemein, dass jeweils an Gott die Bitte gerichtet wird, er möge sich den Menschen gunstvoll und gewogen zeigen. Derartige Ausdrucksweisen passen offensichtlich kaum mehr zu unserer Gesellschaft, die in immer stärkerem Maße verweltlicht und religiöse Belange ausschaltet. Dass aber sogar in TSCHÜS, das auf Umwegen von ADIEU herzuleiten ist, ebenfalls ein Wort für Gott, nämlich das von lateinisch DEUS kommende französische DIEU, steckt, weiß kaum jemand, und Sprecher des Deutschen der Gegenwart können es auch wirklich nicht ahnen. Wenn sie es wüßten, würden sie vermutlich diese Abschiedsformel vermeiden. HALLO ist jedenfalls total weltlich und stellt möglicherweise ursprünglich einen Begriff aus der Schifffahrt dar.

Die eindeutig aus religiösem Zusammenhang stammenden Formen GRIAS GOD und PFIA GOD sind charakteristisch für den bayerischen Dialekt. Man kann Sprecher des Bayerischen problemlos an ihnen erkennen. Schämen braucht sich aber wegen dieser Formeln wirklich niemand. Wenn man HÖIF GOD “es möge Gott helfen” an Stelle von weit verbreitetem “Gesundheit” sagt, so bringt man damit zum Ausdruck, dass die Gesundheit ein Geschenk und nicht eine Selbstverständlichkeit ist. Man hat allen Grund dankbar sein, wenn man sich guter Gesundheit erfreut und am Morgen aufstehen und arbeiten kann. Wer die Grußformeln GRIAS GOD und PFIA GOD gebraucht, sollte sich bewusst sein, dass in ihnen ehrwürdige religiöse Vorstellungen zum Ausdruck kommen: Gebete werden an Gott gerichtet, dass er die Menschen schützen und behüten möge. Derartige Überlegungen sollte man von Zeit zu Zeit in Erinnerung rufen. Die auf christlicher Grundeinstellung basierende Lebenshaltung in Bayern drückt sich in den erwähnten Grußformeln aus: Dagegen sind HALLO und das inhaltlich völlig undurchschaubare TSCHÜS Anzeichen von verweltlichender und entseelender Nivellierung, die in Bayern unerwünscht ist oder zumindest unerwünscht sein sollte.

Ebersberger Zeitung – 24. April 2003

Wenn nur noch die türkischen Jugendlichen boarisch red'n Herbert Schneider lud zu geselligem Nachmittag in Mundart



Zorneding – Es war alles da, was zu einem geselligen bairischen Nachmittag gehört: Die Blasmusik, der Zweige-sang und Herbert Schneider, der bekannte Kolumnist von Münchner Merkur und tz. Außerdem wusste Martin Bauer, der Vorsitzende des „Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte – Landschaftsverband Ebersberg-Erding“ so manches über die bairische Sprache zu berichten.

Bairisch ist eine Hochsprache und kein Dialekt und wanderte als Schriftsprache vom Süden in den Norden, von wo aus sie jetzt in veränderter Form zurückkommt.

König Ludwig I. bereits gescheitert

Nach Bauer gibt es keine feste Schreibform und bereits König Ludwig I. scheiterte an der Festlegung der Schriftsprache. Als lebendige Sprache sei Bairisch natürlich der Veränderung unterworfen, aber in dieser extremen Wandlungsform müsse es nicht sein und stattdessen wünschen sich die Vereinsverantwortlichen, dass es eine behutsame Evolution statt einer Revolu-

tion gibt. Sogar die ganze österreichische Sprache fußt auf dem Bairisch und der berühmte Wiener Kongress zu Napoleons Zeiten hörte kein Deutsch, sondern ein gepflegtes Altbairisch. Aus dieser Richtung stammt auch das „i“ in Bairisch.

Danach beklagte Schneider – unter großem Beifall der Anwesenden – dass in München die bairische Sprache in der Gruppe der Unter-Zwanzigjährigen praktisch ausgestorben sei und höchstens noch einige türkische Jugendliche noch Bairisch könnten. „Boarisch des kannst net lerna, net studieren, des muaßt im Herzen drina spürn.“ Welche Erkenntnis von Schneider hätte besser als Einleitung gepasst, ehe er Hintergrundiges und Tiefsinniges über das bairische Leben von sich gab. Eier, die Oar hoßn, Verwandte und deren Eigenarten, der Eigensinn eines Dackels und die Liebe kamen auch zu Gehör. Alte Liebe rostet nicht, weil der Dampf raus ist und Liebe macht blind, während die Ehe doarert macht.

Reservation in Feldmoching

Die „Verpreißung von München“ lasse es den Baiern ebenso ergehen wie den Indianern und ende in der Reservation in Feldmoching. Für die musikalische Umrahmung sorgte die Stauffenberg Musi, eine aus dem Chiemgau stammende fünfköpfige Gruppe, die ab und zu gemeinsam auftreten sowie der Oberwöhrer Zwoagsang. Nach diesem Nachmittag war es ganz offensichtlich, dass diese Veranstaltungsreihe weitergeführt werden muss.

Wissenschaftlicher Vortrag in der „Schmellerstadt“ Tirschenreuth**Wo das Oaferl kein kleiner Ofen ist**

Forscher stellt das neue Bayerische Wörterbuch vor
von Wolfgang Beer

„In der Nachfolge Schmellers“ steht das neue Bayerische Wörterbuch. Der Leiter der Kommission für Mundartforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hat es am Freitagabend bei der Jahresversammlung der Schmeller-Gesellschaft im Tirschenreuther Gasthof Kühn vorgestellt. Die Vorsitzende, Dr. Beatrix Dürrschmidt, hatte zur Umrahmung eine Vierergruppe junger Musiker von der Kreismusikschule gewonnen.

„Hauptsach, es is koa Preiß“

Vorgetragen hat Professor Anthony Rowley. Rowley ist kein Einheimischer. Wieso die Bayerische Akademie der Wissenschaften gerade einen Engländer ausgesucht hat, die Kommission zu führen, die ein neues Bayerisches Wörterbuch erstellt? „Hauptsach, es is koa Preiß“, gibt Rowley mit britischer Untertreibung an. Tatsächlich aber hatte er sich durch ein Wörterbuch der Mundart des Fersentals empfohlen, einer bairischen Sprachinsel in der oberitalienischen Provinz Trient.

Ein gesamtbairisches Jahrhundertwerk

Das vorbildliche Bayerische Wörterbuch des gebürtigen Tirschenreuthers Johann Andreas Schmeller (1785-1852) gilt dem Staat Bayern (mit y), neben Altbayern also auch Franken, Schwaben und der Rheinpfalz. Der bairische Stamm (mit i) dagegen reicht von der Etsch bis an die Eger, vom Lech bis zum Neusiedler See. 1912 haben die Akademien der Wissenschaften in Wien und München ein Wörterbuch beschlossen, das den gesamten bairischen Raum mit den Sprachinseln erfassen sollte. Zwei Kriege haben das Buch erst verzögert und dann vereitelt: Es gibt zwei getrennte Werke. 2002 ist der erste Band (von A bis Bazi) des neuen Bayerischen Wörterbuchs erschienen. Der letzten von zehn bis zwölf Bänden solle 2060 kommen.

Wie sagt man für ‚Großmutter‘? Aus dem Saal kommt mehrfach die Antwort ‚Oaferl‘. Rowley leitet das Wort vom mittelhochdeutschen, ‚Ahnfräulein‘ ab und erklärt damit, daß man ‚Oaferl‘ unter F für das Grundwort ‚Frau‘ suchen müsse; immerhin aber gebe es bei A (und dann wohl irgendwann bei O) einen Verweis darauf. Auch Sprüche stehen im Wörterbuch, so der Waldsassener Beleg ‚A Moa ohne Bauch is a halwada Krippel‘ – dieser unter B für Bauch leicht aufzufinden.

Zur Zeit habe die Wörterbuchstelle etwa 500 Gewährsleute im ganzen Land, davon im Altlandkreis Tirschenreuth nur acht. Wer mithelfen möchte, möge sich an Rowley wenden (089/23031-178) – er sei willkommen. O.k.: Ois klar!

PVSt, DPAG, Entgelt bezahlt, B 14529

**FÖRDERVEREIN
BAIRISCHE SPRACHE
UND DIALEKTE e.V.**

**Egmatinger Straße 13 b
85653 Aying
Telefon 08102/6374
Telefax 08102/6374 o. 08062/800559
Mobil 0179/1042050**

**Internet: www.bairische-sprache.de
eMail: Hans.Triebel@bairische-sprache.de**

ISSN 1436-9184